Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire

Herausgeber: [s.n.]

Band: 4 (1997)

Heft: 2

Rubrik: Literatur = Comptes rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

LITERATUR ZUM THEMA COMPTES RENDUS THÉMATIQUES

SIMON SCHAMA
DER TRAUM VON DER WILDNIS
NATUR ALS IMAGINATION

KINDLER, MÜNCHEN 1996, 704 S., MIT ZAHLREICHEN ABB., FR. 74.80

Es gibt einen Typus von Büchern, deren Autoren mit dem grossen Vorsatz antreten, Aspekte der abendländischen Kultur als Ganzes umfassend darzustellen. Simon Schamas «Landscape and memory» gehört zu dieser Kategorie von epochalen Werken. Der an der Columbia University in New York lehrende Geisteswissenschaftler hat sich viel vorgenommen. Schamas Programm – der grossen aufklärerischen Idee verpflichtet, dass sich Kultur und Natur nicht ausschliessen – stellt den Reichtum, das Alter und die Komplexität abendländischer Landschaftstradition ins Zentrum. In seinen mit viel hermeneutischer Empathie komponierten Texten betreibt er nach eigenen Worten eine Art «Ausgrabung». Durch Schichten von Erinnerungen und Symbolen gräbt sich Schama bis zur Basis seiner Quellentexte hinunter.

Mit seinem «Traum der Wildnis» will Schama der verbreiteten Auffassung entgegentreten, dass abendländische Kulturgeschichte blosse Ausbeutung der Natur gewesen sei. Kulturelle Gewohnheiten hätten im Verlaufe der Jahrhunderte mit der Natur oftmals auch anderes getan. Die Metaphorologie von Natur und Landschaft, anhand derer der Autor dies zu zeigen versucht, erarbeitet er in einer minuziösen Auseinandersetzung mit den klassischen Symbolkomplexen «Wald», «Wasser» und «Berge». Schama, der die eigene Sicht- und Herangehensweise durchaus als eine historische bewertet, stellt die Mythen in ihre nationalen Traditionen – ein Thema übrigens auch mancher neuerer Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Kulturgeografie: Der deutsche Ur- und Eichenwald, der als Ort der germanischen Selbstbehauptung gegen das Römische Imperium seinen Mythos erhielt; oder der Mythos des grünen Waldes, der sich in England aus der Parklandschaft königlicher Jagdausflüge entwikkelte. Schamas Verdikt bleibt aktuell: «Nationale Identität würde ohne die Mystik einer bestimmten Landschaftstradition – ihre Topografie, kartografiert, ausgearbeitet und überhöht als Heimat – viel von ihrem gefährlichen Enthusiasmus verlieren.»

Als Ort früher und später Mythenbildung widmet Schama dem «Wald» eine umfangreiche Abhandlung. Die untersuchten Zeugnisse reichen vom sagenumwobenen litauischen Wisent über eichene Bollwerke der Freiheit bis hin zu Arbeiten der Künstler Anselm Kiefer und Joseph Beuys. Beim Symbolkomplex «Wasser» holt der Autor noch weiter aus, und behandelt zum Beispiel auch die Mythen im Zusammenhang mit der machtpolitischen Bedeutung grosser Flusssysteme. Metaphorisch spricht Schama im Kontext des «Wasser»-Komplexes von den «Strömen des Bewusstseins», bei denen der Mythos zu fliessen beginne. Der Symbolkomplex «Berge» wird anhand verschiedener Einzelbeispiele untersucht, wobei die Alpen als klassische Mythenträgerin des 18. und 19. Jahrhunderts zum Zuge kommen. Einen besonderen Stellenwert erhält bei Schama der Mount Rushmore, jenes bedeutende Monument der us-amerikanischen Nation, bei dem Geschichts- und Bergmythos zusammenfinden. Den Abschluss bildet ein zusammenfassender vierter Teil «Wald, Wasser, Berge», wo Leserinnen und Leser allerdings vergeblich nach einem Abschnitt mit schlüssi-

gen, fazitartigen Bemerkungen suchen. Als sehr nützlich erweist sich der zwölfseitige, kenntnisreich kommentierte Gang durch die Literatur vorab englischer und amerikanischer Provenienz zur Geschichte der Landschaft.

Die historisch-hermeneutische Methode, mit der Schama arbeitet, lässt sich an seiner Analyse der Ursprünge und Hintergründe des germanischen Waldmythos näher darstellen. Der Titel dieses Abschnitts lautet sinnigerweise «Der Holzweg». Ausgangspunkt bildet des Römers Tacitus Schrift «Germania», die später als «Codex Aesinus lat. 8» berühmt und berüchtigt werden sollte. Ausführlich wird die Wirkungsgeschichte dieses Textes dargestellt, in der Tacitus den natürlichen Adel der Germanen hervorgehoben hatte – Kinder der Natur, die in ihren Wäldern zu leben verstünden. Im Gegensatz dazu stehen bei Tacitus die Laster, die Rom verdorben hätten: Luxus und Intrigen, Eigentum, Sinnlichkeit und Sklaverei. Ein germanischer Ursprungsmythos, von einem Römer verfasst: Es war unvermeidlich, dass das Dokument zu einem gemeinsamen, im Verlauf der Geschichte heftig umkämpften Besitz werden musste. Zuletzt schickte 1943 Heinrich Himmlers «Ahnenerbe» noch die SS los, um das in einem italienischen Bergdorf versteckte Originaldokument heim ins Reich zu holen. Die SS ging bei ihrer Operation zwar leer aus, doch zeigt das Beispiel die nationalsozialistische Besessenheit vom eigenen Ursprungsmythos.

Später knüpft der Autor die Verbindung zu weiteren Elementen dieses Mythos, so zu den zahllosen Diskussionen um die Hermannsdenkmäler in Deutschland. Und zum deutschen Soziologen Wilhelm Heinrich Riehl, der 1851–1855 «Die Naturgeschichte des Volkes» veröffentlichte und die Wälder als Heimat der Gemeinschaft des Volkes sah, als das absolute Gegenbild zum verbürgerlichten Deutschland. Indem er Riehls Schema des «wurzellosen Juden» und dessen Antithese, den natürlichen Waldbewohner nachzeichnet, zeigt Schama die Bedeutung dieser frühen Ansichten für die spätere ideologische Entwicklung in der «Nation der Wälder» – mit Nachwirkungen bis zur heutigen Diskussion um das «Waldsterben».

Der deutsche Titel von Schamas Buch entspricht nicht dem der Originalausgabe. Das englische «landscape» wäre mit dem deutschen «Landschaft» allerdings auch unzureichend übersetzt, mit diesem schillernden, in den letzten 200 Jahren unerhört aufgeladenen Begriff. In diesem Charakter gleicht «Landschaft» der amerikanischen «wilderness», Bedeutungsinhalte, die sich allerdings nicht mit der deutschen «Wildnis» gleichsetzen lassen.

Ob Schamas implizit doch umfassender Anspruch überhaupt einlösbar ist, kann hier nicht beantwortet werden. Doch Vorgehen und Methode selber verweisen auf das Grundproblem, dass die Auswahl der bearbeiteten Quellen bis zu einem gewissen Grad immer subjektiv bleibt. Ein Beispiel: Bezöge sich etwa der analysierte Symbolkomplex «Berge» nicht auf den Frühalpinismus, sondern auf den Himalajismus, fände der Autor andere Bergmetaphern und käme damit zu anderen Ergebnissen.

Schama möchte aufzeigen, dass abendländischer Naturumgang im Verlaufe der Geschichte anderes darstellte, als ein pures Ausbeutungsverhältnis zwischen Mensch und Natur. Das mag zwar seine Richtigkeit haben, doch können gerade viele von Schamas Beispielen auch umgekehrt gelesen werden. Der von Tacitus verfasste Ursprungsmythos des Germanentums bildet dafür ein – besonders krasses – Beispiel.

Dem deutschsprachigen Publikum zeigt die von Martin Pfeiffer übersetzte Originalversion den beachtlichem Stand der englischen und amerikanischen Dis-

kussion über «nature», «landscape» und «wilderness». Simon Schamas weitgefächerte Erörterungen zu «Wildnis und Imagination» liefern grundlegende Anstösse zu einer wichtigen Diskussion und tragen hoffentlich zur Klärung des trügerischen Charakters unseres Verhältnisses zu scheinbar intakter Landschaft und Wildnis bei – gerade und besonders auch im deutschen Sprachraum.

Dominik Siegrist (Zürich)

RICHARD H. GROVE
GREEN IMPERIALISM
COLONIAL EXPANSION, TROPICAL ISLAND EDENS AND THE ORIGINS OF ENVIRONMENTALISM, 1600–1860

CAMBRIDGE UNIVERSITY PRESS, CAMBRIDGE 1995, 540 S., 23 ABB.

Der verheissungsvolle Titel lässt einen mit hohen Erwartungen zu einem Buch greifen, das dem Klappentext zufolge als erstes die Ursprünge und die frühe Geschichte des Umweltbewusstseins behandelt. Die Überschneidungen von Umwelt- und aussereuropäischer Geschichte sind ja augenfällig, trotzdem fanden sie bis anhin vergleichsweise wenig Interesse von seiten der Geschichtswissenschaft. Eine Ausnahme bildet die von den beiden renommierten US-amerikanischen Umwelthistorikern Donald Worster und Alfred W. Crosby herausgegebene Reihe «Studies in Environment and History», in der Groves Arbeit sich zu Titeln gesellt wie: *The Caribbean Slave: A Biological History* (von Kenneth F. Kiple), *Ecological Imperialism: The Biological Expansion of Europe, 900–1900* (von Alfred W. Crosby), *Games Against Nature: An Eco-Cultural History of the Nunu of Equatorial Africa* (von Robert Harms) oder *Brazil and the Struggle for Rubber: A Study in Environmental History* (von Warren Dean).

Grove, der in Australien und in Cambridge lehrt, ist ein weit gereister Mann, dies belegen die seitenlange Liste der Verdankungen und ein Verzeichnis der besuchten Archive, das von Quimper bis Kalkutta und von Pietermaritzburg bis Trinidad und Tobago reicht. Hauptgegenstand seiner weitgespannten Untersuchung sind Wirtschaft und Gesellschaft zahlreicher Inseln im Indik und Atlantik, wobei Mauritius, Sankt Helena und die östliche Karibik, mithin das englische, französische und niederländische Kolonialregime im Vordergrund stehen.

Groves Hauptthese besagt, dass das Umweltbewusstsein so alt ist wie die globale ökonomische Expansion Europas seit dem 16., vor allem aber seit dem späten 17. Jahrhundert, ja dass sich eine spezifische Aufmerksamkeit für ökologische Zusammenhänge quasi Rücken an Rükken zur ökonomischen Erschliessung der Welt entwickelt hat. Getragen wurde dieses Bewusstsein von einer zunehmend politischen Einfluss gewinnenden naturwissenschaftlichen Elite Frankreichs, Grossbritanniens und der Niederlande, ganz besonders von den Leitern der damals in Europa und den Kolonien entstehenden botanischen Gärten. Zum Teil waren diese Wissenschaftler selber in den Kolonien tätig, zum Teil standen sie vom Mutterland aus in engem Kontakt mit Angehörigen der Kolonialverwaltung oder engagierten sich in deren Ausbildung. Aus diesem Zusammengehen von Wissenschaft und Kolonialverwaltung entstand im 17. und vor allem im 18. Jahrhundert, so Grove, ein neues Bewusstsein für globale ökologische Zusammenhänge.

Die Inseln der Ozeane waren dafür von zentraler Bedeutung. Denn zum einen manifestierten sich die schädlichen Auswirkungen der Kolonialwirtschaft (Entwaldung, Trinkwassermangel, Bodenero-

sion, Ertragsminderungen) in diesen sehr begrenzten, oft hochlabilen und daher leicht verwundbaren Ökosystemen überdeutlich, so dass sie schon früh die Aufmerksamkeit der Kolonialbeamten vor Ort, nicht jedoch immer die der Zentralverwaltungen erregten. Zum andern war die neu entdeckte Insel in der europäischen Literatur zu dem klassischen Ort von sozialen Utopien und Naturidealen geworden. Man denke etwa an Defoes *Robinson Crusoe*, an Godwins *Man in the Moon* oder an die vielen, weit verbreiteten Reiseberichte, zum Beispiel jenen von Bougainville. Hier wurde die Rede von den «Edlen Wilden» und von der «unberührten Natur» begründet.

Diese doppelte Intensivierung des Interesses für die «Insel» erlaubte es nach Grove den ökologisch interessierten, in Frankreich stark von der physiokratischen Bewegung inspirierten Naturwissenschaftlern, ihren Einfluss auf Politik und Gesellschaft im 18. und frühen 19. Jahrhundert massiv zu steigern und erfolgreich Umweltschutzprogramme in einigen Kolonien, besonders aber auf Inseln wie Mauritius oder Sankt Helena zu initiieren. Die Kolonialverwaltungen hätten daran nicht zuletzt deshalb ein Interesse gezeigt, weil es galt, die überseeischen Investitionen vor lange Zeit ignorierten, von den Wissenschaftlern diagnostizierten ökologischen Risiken und die Beamten der Kolonien vor unbekannten Krankheiten zu schützen.

Grove breitet diese wissenschafts- und kulturgeschichtlichen Zusammenhänge zunächst weit ausgreifend vor uns aus und exemplifiziert sie in der Folge vor allem anhand der ökologischen Aktivitäten von Pierre Poivre in Mauritius (1767–1772), an den Beispielen von Sankt Helena und der östlichen Karibikinseln im 18. Jahrhundert sowie anhand der Umwelt- bzw. Gesundheitspolitik der East India Company zwischen 1760 und 1850. Dabei liegt Groves Schwerpunkt bei der kolonialen Waldschutzpolitik, in zweiter Linie geht es um Fragen der Bodenerosion und der Trinkwassergewinnung.

So beeindruckend – wenn auch in vielerlei Hinsicht bekannt – Groves Synthese zum epochalen Entstehungszusammenhang des Umweltbewusstseins bei wichtigen Vertretern der europäischen Kolonialmächte ist, so enttäuschend ist die stark ereignis-, personen- und institutionengeschichtlich orientierte, zumeist chronologisch geordnete Darstellung der konkreten, auf den verschiedenen Inseln betriebenen Umweltpolitiken. Hier setzt Grove viel Hintergrundwissen voraus, zum Beispiel über die Klimatheorien der frühen Neuzeit, oder vernachlässigt wichtige Aspekte, wie etwa die rassetheoretischen Konzepte, die eng mit den Klimatheorien verbunden waren. Ausser Acht lässt er, dass zur gleichen Zeit auch in Europa eine «Walddebatte» geführt wurde, deren Einschätzung durch die Umweltgeschichte sich in den letzten Jahren erheblich verändert hat (vgl. unter anderem die Arbeiten von Radkau und Corvol). Ausserdem gewichtet er die Arbeit und den Einfluss der von ihm hervorgehobenen Naturwissenschaftler meines Erachtens zu hoch, während er die ökonomischen Zusammenhänge (Umweltpolitik musste sich lohnen) explizit unterbewertet. Gerade eine kritische Einordnung der Wissenschaftler wäre angesichts ihrer Rolle in den heutigen Umweltdebatten höchst interessant. Ebenso beschäftigt sich Grove zu wenig intensiv mit der utopischen Bedeutung des Inseldiskurses. Die Sehnsucht nach der unberührten Insel und ihre Fixierung in entsprechenden Utopien und Idealen diente ja auch dazu, über die ökologischen und sozialen Auswirkungen der damaligen Globalisierung hinwegsehen zu können. Die Metapher von der angeblich «unberührten Natur» der vorkolonialen Inseln kann als die Kehrseite des

heute gerade in Australien umstrittenen Grundsatzes der «terra nullius» betrachtet werden. Eine ethnologisch informierte, weniger eurozentrische Umweltgeschichte aussereuropäischer Räume und Gesellschaften bleibt somit weiterhin ein Desiderat, zu sehr ist Groves Umweltgeschichte der ozeanischen Inseln eine europäische Wissenschaftsgeschichte.

Albert Schnyder (Liestal/Basel)

EINFÜHRUNGEN IN DIE UMWELTGESCHICHTE

GOTTFRIED ZIRNSTEIN
ÖKOLOGIE UND UMWELT IN DER GESCHICHTE
METROPOLIS, MARBURG 1994, 346 S.

HELMUT JÄGER
EINFÜHRUNG IN DIE UMWELTGESCHICHTE
WISSENSCHAFTLICHE BUCHGESELLSCHAFT, DARMSTADT 1994, 245 S.

ANTOINETTE M. MANNION
GLOBAL ENVIRONMENTAL CHANGE
A NATURAL AND CULTURAL ENVIRONMENTAL HISTORY
HARLOW, NEW YORK 1991, 404 S.

IAN G. SIMMONS
ENVIRONMENTAL HISTORY
A CONCISE INTRODUCTION
BLACKWELL, OXFORD 1993, 206 S.

BILLIE L. TURNER ET AL. (HG.)
THE EARTH AS TRANSFORMED BY HUMAN ACTION
GLOBAL AND REGIONAL CHANGES IN THE BIOSPHERE OVER THE PAST 300 YEARS
CAMBRIDGE 1990 (NEUAUFLAGE 1995), 713 S.

Wer sich auf die Suche nach einer Einführung in die Umweltgeschichte macht, wird keine Arbeit aus der Hand eines Historikers oder einer Historikerin finden. In dieser Rezension werden zwar vier Arbeiten vorgestellt, die sich zum Teil explizit als Einführungen in die Umweltgeschichte bezeichnen. Sie stammen aber von drei GeografInnen und einem Biologen. Die vier Bücher haben ihre Stärken und zeigen aus dem jeweiligen Blickwinkel auch für HistorikerInnen neue Erkenntnisse und Ansatzpunkte auf. Doch sie vermögen das Fehlen einer ‹historischen› Einführung in die Umweltgeschichte nicht vergessen zu machen.

Gottfried Zirnstein, ein Wissenschaftshistoriker der Biologie aus der ehemaligen DDR, bemüht sich, die Umweltgeschichte von der Steinzeit bis ins 20. Jahrhundert aufzurollen. Diese chronologisch geordnete Aufzählung ökologisch relevanter Fakten aus der Technik- und Wissenschaftsgeschichte bietet zwar einen guten Überblick über die Breite der umwelthistorischen Themen. Doch wirkt die Auswahl der Fakten und deren Zusammenstellung gar beliebig und oberflächlich. Die Antike wird auf fünf Seiten abgehandelt mit einem Verweis auf Lynn T. White, der «die Ablösung des Animismus durch eine über der Natur stehende Gottheit» (25) als möglichen Ausgangspunkt für die beginnende Naturzerstörung nennt, mit Zitaten von Sophokles aus Antigone und von Platon aus Kritias sowie mit einem Hinweis auf Herkules, der bei der Reinigung des Augiasstalles «offenbar eine noch grössere und fast heldischere Aufgabe als bei kriegerischen Auseinandersetzungen fand». (27)

2000 Jahre und 219 Seiten später handelt Zirnstein die Chlorchemie in einem Absatz ab und kommt zur Erkenntnis: «Viele Giftstoffe sind Chlor-Verbindungen und machen die gesamte Chlorchemie zu einem allerdings wohl unvermeidli-

chen Risiko.» Kurz wird Dioxin erwähnt, das Gift von Seveso, das auch in Vietnam als Agent Orange eingesetzt worden sei und nun in Verbrennungsschlacke auf manche Sportstätte gelangt sei. Es folgt ein Absatz zu den Nitrosaminen und so weiter. In diesem Stil eines stichwortartigen Schnellvorlaufs gelangen die LeserInnen auch einmal zum Kapitel «Menschengemachte Katastrophen», und bekommen dort von Zirnstein über den Beinahe-GAU von Harrisburg einen Satz und über die Explosion des AKWs in Tschernobyl etwa drei Sätze zu lesen. Jungks «Atomstaat» blitzt kurz auf, bevor Zirnstein das Thema mit der Erkenntnis abschliesst: «Atomkraftwerke ohne Störfälle wären in der Tat eine saubere Energiequelle. Aber die Störfälle sind eben die grosse Bedrohung.» Kein Problem sieht er bei der Beseitigung von radioaktiven Abfällen, die «oft in emotional überreizter Stimmung bei mangelhafter Sachkenntnis» diskutiert worden sei (276).

Natürlich ist die Umweltproblematik weitverzweigt und komplex. Selbstverständlich zeigt Zirnstein mit nötigem Nachdruck auf diese Vielfalt hin. Und ohne Zweifel hat er profunde Kenntnisse in der Wissenschaftsgeschichte der biologischen Disziplinen. Doch Zirnstein entwertet diese Stärken seines Buches durch Mängel, von denen die oben zitierten konfusen Einschätzungen nur die offensichtlichsten sind. Darüber hinaus fehlen brauchbare Verweise auf weiterführende Literatur. Es werden keine grundsätzliche Überlegungen zur Rolle der Historisierung der Umweltproblematik und über geeignete Methoden zur Untersuchung vergangener Mensch-Umwelt-Beziehungen angestellt. Die gesamte umwelthistorische Literatur, so wenig sie vielleicht hergeben mag, wird von Zirnstein ignoriert. Überhaupt verarbeitet er nicht den aktuellen Forschungsstand zu den jeweiligen historischen Abschnitten (die Hauptelement seiner Gliederung sind). Statt dessen präsentiert er Quellen, zumeist Zeugnisse von Zeitgenossen, und vermischt diese mit eigenen Einschätzungen.

Profunder, zumindest im Hauptteil, ist die Arbeit von Helmut Jäger, einem emeritierten Professor der Geographie an der Universität Würzburg. Doch eigentlich handelt es sich bei Jägers 240 Seiten starkem Büchlein eher um eine Einführung in die historische Geographie. Jäger schneidet darin zwar wichtige Themen an, die jeder angehende Umwelthistoriker beherzigen sollte. Doch als Einführung in die Umweltgeschichte wird sein Buch nicht gelten können, da er mit wenigen Ausnahmen fast die ganze umwelthistorische Literatur ignoriert. Lediglich der Mediävist Hermann (mit einem Sammelband) und die frühe Aufsatzsammlung von Brüggemeier und Rommelspach (*Besiegte Natur*, 1986) werden im Literaturverzeichnis aufgeführt. Kein Wunder, behauptet der Klappentext, im vorliegenden Buch werde «das Themenfeld ‹Umwelt› erstmals in seiner zeitlichen Dimension dargestellt».

Der Klappentext verspricht auch eine «kritische Erörterung der Begriffe ‹Umwelt› und ‹Umweltgeschichte›». Die methodischen und theoretischen Überlegungen können diese Versprechen nicht halten. Sie gipfeln in einem Kapitel «Methoden, Forschungsansätze und Arbeitsweisen», das eine Seite (!) umfasst (9), und in der Definition von Umwelt als «die natürliche, naturnahe, gesellschaftliche, mentale und gebaute Umgebung von Einzelpersonen oder einer in einer bestimmten Örtlichkeit vereinigten Anzahl von Menschen». (3) Umwelt ist nach Jäger also die Summe dessen, was uns umgibt.

Jäger konzentriert sich in seiner Darstellung auf den ihm aus seinen Forschungen vertrauten Zeitraum, das späte Mittelalter und die frühe Neuzeit. Sein Entscheid, die «letzten Jahrzehnte der Um-

weltgeschichte», die bei ihm praktisch die gesamte Zeit der Industrialisierung umfasst, «nur randlich (zu) berücksichtigen» (4), wirkt da wie ein Kneifen vor Sachverhalten und Prozessen, die er mit seinen geografischen Mitteln nicht mehr zu erklären vermag.

Hingegen vermag Jäger im Hauptteil seiner Arbeit zu überzeugen, wo er seine Kenntnisse zum Tragen bringen kann. Wenn auch teilweise mit einem Hang zum anekdotischen Ereignis, das oft aus dem sozialen Kontext herausgerissen ist, präsentiert er hier mit geografischen Begriffen unbekanntere Aspekte der Geschichte der Mensch-Umwelt-Beziehung. Neben den vertrauteren Umweltmedien Boden und Wasser (aufgeteilt in Flüsse, Bäche, Quellen und stehende Gewässer) behandelt er das Klima, die Vegetation, die Tierwelt und vor allem die Landschaftsformen. Hier zeigt der Geograph Jäger eine Seite der Umweltveränderung durch den Menschen auf, die HistorikerInnen oft vergessen. Umwelt wird nicht nur durch Abfallstoffe oder Landschaftszerstörung belastet. Der Mensch kann selbst mit scheinbar sanften Formen von Landwirtschaft das Aussehen der Landschaft stark verändern.

Dennoch: die beiden deutschsprachigen Einführungen lassen viele, zu viele Wünsche offen. Die beiden englischsprachigen Werke von Antoinette Mannion und von Ian G. Simmons bieten sich da als willkommene Alternativen an.

Die amerikanische Geografin Antoinette Mannion legt mit ihrer Abhandlung «Global Environmental Change» das glatte Gegenteil zu den Publikationen von Zirnstein und Jäger vor: eine klar gegliederte, didaktisch glänzend aufbereitete und exakte Darstellung des aktuellen Forschungsstandes zur Geschichte der Umwelt. Allerdings bezieht sich Mannion nur auf die naturwissenschaftlich erfasste und erforschte Umwelt und die Darstellung gibt den aktuellen Stand naturwissenschaftlicher Erkenntnis zur Vergangenheit unserer Umwelt wieder. Sie beginnt mit der Erdgeschichte vor dem ersten Auftauchen des Menschen, geht bis in die Gegenwart und wagt gar einen Ausblick in die nächste Zukunft. Dabei sind Verkürzungen unumgänglich, dennoch scheint ihre Abhandlung viel vollständiger und vor allem viel umsichtiger formuliert als jene von Zirnstein oder Jäger.

Mannions Darstellung gefällt durch eine andere Gliederung. Sie unterteilt ihr Kapitel zur Umweltveränderung durch die Industrialisierung nach 1700 in Veränderungen durch mineralische Extraktion, solche durch fossile Brennstoffe und industrielle chemische Stoffe sowie solche, die durch Ablagerung von Abfällen verursacht wurden. Je ein eigenes Kapitel widmet sie dem Einfluss der Landwirtschaft auf die Umwelt in der industrialisierten Welt und in den sogennannten Entwicklungsländern. Ihre Sensibilität gegenüber der Nord-Süd-Problematik kommt zum Beispiel beim Sondermüll zum Ausdruck. Während Zirnstein nur die Gefahr erwähnt, dass dioxinhaltige Schlacken beim Bau von Sportanlagen verwendet werden könnten, weist Mannion auf die skandalöse Praxis hin, die problematischen Abfälle in die Entwicklungsländer abzuschieben und damit billig zu entsorgen.

Mannion macht darauf aufmerksam, dass Atom- und Gentechnologie mehr verbinde, als man zunächst annehmen möchte. Sie schildert die grossen Hoffnungen, die in beide Technologien gesetzt wurden, und die Gefahrenpotentiale, die ihnen innewohnen.

Mannion schildert den heutigen Kenntnisstand über die möglichen Auswirkungen der vermuteten Klimaerwärmung. Dabei macht sie deutlich, dass die Erwärmung nicht nur negative Auswirkungen haben werde, wovon aber nur einige Teile der Menschheit profitieren

könnten, während andere durch ein wärmeres globales Klima ihre Lebensgrundlagen verlören.

An diese wichtige Erkenntnis, dass nicht die gesamte Menschheit von Umweltveränderungen – selbst globalen – gleich betroffen ist, knüpft Mannion leider nicht an. Hier fehlt es ihr an sozialwissenschaftlichen Fragestellungen, welche die gesellschaftlichen Zusammenhänge von Umweltwahrnehmung, Nutzungsinteressen und Machtpotentialen berücksichtigen. Umweltgeschichte ist für Mannion die Darstellung gegebener naturwissenschaftlicher Fakten, die sich in der Vergangenheit nachweisen lassen, nicht eine ständig neue Aneignung von Fakten, die uns durch verschiedene Quellen aus der Vergangenheit überliefert sind und immer neu interpretiert werden.

Das Literaturverzeichnis ist immens, nennt jedoch vor allem naturwissenschaftliche Publikationen, obwohl es von den hier rezensierten Werken am meisten historische Werke berücksichtigt.

Am besten scheint mir die Einführung des englischen Geographen Ian G. Simmons gelungen. Mit feiner Ironie ausgestattet hat er den für eine Einführung von nur 200 Seiten notwendigen Mut, die Darstellung auf die wesentlichen Themen zu verkürzen. Im ersten Kapitel bietet er einen kurzen, chronologisch aufgebauten Abriss der Umweltgeschichte, der die wichtigen Prozesse und Veränderungen losgelöst von den Ereignissen zusammenfasst. Nachdem er in diesem Kapitel die «Geschichte der Welt in nur fünf Kapiteln» erläutert hat, wendet er sich ausführlicher den wissenschaftlichen Grundlagen zu, die unser Verständnis der Mensch-Umwelt-Beziehung prägen und erläutert die wichtigsten Thesen der Ökologie und ihrer Geschichte. Dabei geht er auch auf populäre Missverständnisse ein, wenn er etwa erklärt, dass die scheinbar unberührte Natur der Heidelandschaften das Ergebnis intensiver einseitiger landwirtschaftlicher Nutzung ist. Anschliessend schildert Simmons Umweltgeschichte in ihrer nationalen Ausprägung anhand von England und Japan. Zum Schluss macht er sich noch einmal Gedanken über die Art und Weise, wie wir Menschen Umwelt wahrnehmen und wie sich diese Wahrnehmung über die Zeit verändert. Alles in allem bietet Simmons eine gute Mischung aus konkreten Beispielen und grundsätzlichen Überlegungen. Dabei behält er die verschiedenen inhaltlichen und methodischen Ebenen der Umweltgeschichte immer im Auge. Doch auch seine Darstellung ist nicht perfekt. Die Industrialisierung kommt bei ihm doch etwas gar zu kurz und dass er als Geograph die Rolle der Städte als Stätten konzentrierten Ressourcenverbrauchs nicht thematisiert, hat mich doch etwas überrascht. Schade auch, dass er mit einem sehr kurzen Literaturverzeichnis und nur wenigen Tips zum Weiterlesen kaum Anknüpfungspunkte für jene LeserInnen bietet, die nach der Lektüre seines geistreichen Buches Appetit auf mehr haben.

Ganz allgemein haben alle hier besprochenen Einführungen Defizite, wenn es um die sozialen Dimensionen der Mensch-Umwelt-Beziehung geht. Wie die Menschen ihre Umwelt beeinflussen wird zwar mehr oder weniger erfolgreich dargestellt. Warum sie dies tun, und welche gesellschaftlichen Prozesse dazu führen und welche Interessen dahinterstehen, wird kaum angesprochen oder gar erläutert.

Eine interessante Alternative für all jene, die sich von dicken Büchern nicht abschrecken lassen, ist der Sammelband von Billie L. Turner et al., der sich auf eine sehr umfassende Art und Weise mit der Umweltgeschichte der letzten 300 Jahre auseinandersetzt. Das gut 700 Seiten starke Werk gliedert sich in vier Teile: Der erste befasst sich mit Be-

völkerungswachstum und sozialem Wandel, der zweite mit globalen Veränderungen unserer Umwelt, wobei Wasser, Land, Atmosphäre, Vegetation und Tierwelt sowie chemische Stoffe und Strahlung berücksichtigt werden, der dritte Teil bringt eine Reihe regionaler Fallstudien aus der ganzen Welt und der vierte erläutert verschiedene Ansätze, diese Veränderungen zu verstehen und zu interpretieren. Ein ausgezeichnetes und anregendes Werk, das jedoch etwas Geduld braucht. Doch weder bei den Themen noch bei den Methoden lässt dieses Buch Wünsche offen, was die Breite, die Dichte und die Tiefe der Darstellung anbelangt.

Jan Hodel (Basel)

COLLECTIF
PAYSAGE AU PLURIEL
POUR UNE APPROCHE ETHNOLOGIQUE DES PAYSAGES

ÉDITIONS DE LA MAISON DES SCIENCES DE L'HOMME, PARIS, MISSION DU PATRIMOINE ETHNOLOGIQUE, COLLECTION ETHNOLOGIE DE LA FRANCE, CAHIER 9, 1995, PARIS.

Cet ouvrage collectif, qui rassemble 17 articles, approche le paysage par le biais de l'ethnologie, tout en s'appuyant sur d'autres disciplines proches (sociologie, histoire, géographie). Chaque article soutient à sa manière la thèse selon laquelle «les paysages relèvent au moins autant du patrimoine culturel que naturel». Ainsi, à travers différents exemples, on décortique l'idée force suivante: «Le paysage des uns n'est pas celui des autres.» Les enquêtes empiriques présentées concernent différentes régions de la France contemporaine.

Le cas de la perception du TGV dans la région du Creusot (A. Fortier) est particulièrement instructif. Tandis que le TGV est ressenti dans le Mâconnais et en Provence comme une agression faite au paysage, au Creusot, l'attitude majoritaire conçoit ce train comme une prouesse technique mettant en valeur le paysage. Quelqu'un déclare dans une interview: «Je trouve que ça donne un certain chic à l'environnement.» Cet article met en évidence que les sensibilités paysagères ne varient pas uniquement selon les pays, mais tiennent bien plus à des particularités régionales. Dans le cas présent, on peut comprendre l'attitude favorable des habitants de la région du Creusot face au TGV par le fait que certaines pièces du train y sont conçues et réalisées. En s'intéressant aux différentes manières de percevoir un même paysage, les auteurs touchent aussi à l'analyse des conflits issus d'interventions paysagères.

La vertu de cet ouvrage tient en grande partie au fait qu'il ne tombe pas dans l'écueil de la définition du mot. En effet, la notion de paysage et son histoire, si difficile à cerner, fait couler beaucoup d'encre, à tel point que certains auteurs s'y enlisent et négligent l'analyse empirique. Une seule contribution fait état de la difficulté à définir la notion. Trois caractéristiques du terme «paysage» sont mises en évidence: 1) un espace support pour la perception, 2) l'existence d'un sujet percevant, individuel ou collectif, 3) l'existence, chez ce sujet, d'une grille de lecture des paysages, constituée d'une liste de «modèles» prête à l'emploi. En effet, un espace devient paysage du moment qu'il est perçu comme tel.

Les articles touchent ainsi à la perception et à ses modalités. Chaque auteur à sa façon insiste sur le fait que cette perception tient dans une plus large mesure aux sujets regardants qu'au paysage regardé: «[…] La perception d'un espace en tant que paysage semble finalement avoir des rapports assez distendus avec les caractéristiques réelles du lieu» (N. Cadiou, Y Lugimbühl). Un même paysage se voit

donc parfois évalué de manière différente selon les groupes sociaux. En Normandie-Maine, par exemple, les touristes ne qualifient pas les espaces de la même façon que les agriculteurs.

Le paysage en lui-même ne donne pas la clé de sa perception et celle-ci connaît une évolution dans le temps. Ces transformations de la sensibilité au paysage sont traitées à travers plusieurs cas. Dans celui du haut plateau de l'Aubrac, en Auvergne, Perrot et Magos observent l'apparition de ce qui tend à devenir un haut lieu. Les paysages de l'Aubrac, jusque-là en marge du grand tourisme, se voient peu à peu l'objet d'une mise en scène. Jusqu'alors considérés comme paysages «répulsifs», ils passent au registre des paysages «grandioses». En analysant entretiens et textes (guides touristiques, textes littéraires ou scientifiques, etc.), il apparaît que l'Aubrac, plateau dénudé, est décrit comme un espace originel, empreint de sacré, favorisant le retour sur soi et le recueillement. On fait référence à l'histoire volcanique et géologique de la région, à la forêt qui couvrait le plateau. Ainsi, dans un dépliant, l'office du tourisme de l'Aubrac-Lozère vante les beautés du site par ces mots: «Pays d'espace et de lumière où le vert des pâturages et le bleu du ciel se conjuguent à l'infini pour vous donner l'illusion d'un monde hors du temps.»

En somme, nous avons affaire à une publication qui ouvre l'horizon, enrichit la réflexion et affine le regard en soumettant au lecteur de nouvelles questions. Au terme de la lecture, une chose est sûre. Les beaux paysages, qui semblaient auparavant s'imposer comme tels à notre œil, n'existent pas. Les laids non plus, d'ailleurs. Par conséquent, on peut se demander si nous ne passons pas à côté de paysages que l'on pourrait considérer comme sublimes sans daigner s'extasier…

À noter encore une bibliographie générale comprenant revues et filmographie, ainsi qu'une carte géographique indiquant les régions dont il est question tout au long de l'ouvrage.

Anne Compagnon (Genève)

CHRISTIAN SIMON (HG.) **UMWELTGESCHICHTE HEUTE** NEUE THEMEN UND ANSÄTZE DER GESCHICHTSWISSENSCHAFT. BEITRÄGE FÜR DIE UMWELTWISSENSCHAFT

ENVIRONMENTAL HISTORY NEWSLETTER, SPECIAL ISSUE NO. 1, LANDESMUSEUM FÜR TECHNIK UND ARBEIT, MANNHEIM 1993, 129 S.

GÜNTER BAYERL ET AL. (HG.) **UMWELTGESCHICHTE** METHODEN, THEMEN, POTENTIALE: TAGUNG DES HAMBURGER ARBEITSKREISES FÜR UMWELTGESCHICHTE

WAXMANN, MÜNSTER 1996, 333 S.

Das von Christian Simon herausgegebene Bändchen gibt die Referate einer Vorlesungsreihe wieder, die im Sommersemester 1992 an der Universität Basel stattfand. Ziel der Veranstaltung war, den Studierenden einen Überblick über den Stand der damaligen Umweltgeschichtsschreibung zu vermitteln. Demgemäss wurden jene deutschsprachigen HistorikerInnen, die damals zum Thema publizierten, eingeladen, Beispiele aus ihrer Forschung zu präsentieren und ihre Erwartungen an die Umweltgeschichte darzulegen. Das meiste wurde in ähnlicher Form bereits früher und auch später wieder veröffentlicht. So stellt etwa der Berner Umwelthistoriker Christian Pfister zum ersten Mal seinen vom Ökonomen René L. Frey inspirierten umweltökonomischen Ansatz vor und fügt der langen

Liste von ökologischen Sündenfällen einen neuen hinzu: «Die Möglichkeit, Umweltgüter zum Nulltarif zu nutzen, ist schuld.» Arne Andersens Ausführungen zur historischen Technikfolgenabschätzung, die er anhand der für Basel wichtigen Anilinfarbe vorstellte, sind in seiner im vergangenen Jahr erschienenen Habilitationsschrift nachzulesen (*Historische Technikfolgenabschätzung am Beispiel des Metallhüttenwesens und der Chemieindustrie 1850–1933*, Stuttgart 1996). Auch die Berliner StudentInnengruppe *smög* hat ihre Forschungen zur Abfallproblematik Berlins in der Zwischenzeit in einem kleinen Büchlein publiziert (Susanne Köstering, Renate Rüb, *Müll von gestern? Eine umweltgeschichtliche Erkundung in Berlin und Umgebung 1880–1945*, Berlin 1993).

Gerade weil das Bändchen nicht viel neues enthält, eignet es sich als Einstiegslektüre in die Umweltgeschichte. Die ReferentInnen tragen ihre Definition von Umweltgeschichte vor, berichten aus ihren bisherigen Forschungen und nehmen zu den Problemkreisen der Umweltgeschichte Stellung. Und Problemfelder kennt die jungen Teilwissenschaft tatsächlich genug: Da wäre einmal die Frage nach der Rolle des Menschen in der Umweltgeschichte. Ist er etwa, wie Radkau die Bandbreite der Diskussion absteckt, als «prinzipiell naturzerstörendes Wesen» einzustufen, «das man – wenn man konsequent wäre – am besten abschaffen müsste», oder eher als «ein im tiefsten Wesen naturverbundenes Geschöpf, das – wenn man nur seine inneren Triebe emanzipierte – zur Harmonie mit der Natur zurückfände»? (91) Sieferle versteht die «menschliche Population als blossen Funktionsträger kultureller Muster» (34), während sich Arne Andersen auf der anderen Seite gegen ein «Eigenrecht der Natur» verwahrt: «Der dahintersteckenden Vorstellung einer unberührten Natur kann ich im 20. Jahrhundert nicht mehr folgen, für mich ist sämtliche Natur sozial konstituiert.» (45) Jan Hodel und Monica Kalt weisen darauf hin, dass sich der Umweltgeschichte die Frage nach der praktischen Relevanz ihres Tuns besonders ausdrücklich stellt. Doch was kann sie konkret zur Lösung der Probleme beitragen? Pfister sieht die (Umwelt-)HistorikerInnen als *advocati diaboli* im politischen Ökologiediskurs: Historische Argumente würden immer wieder «gebraucht oder missbraucht […], um Standpunkte in der Öffentlichkeit zu rechtfertigen und Weltbilder zu zementieren». Umwelthistorische Grundlagenforschung, wie etwa Pfisters eigene Studien zur Klimaentwicklung, soll dafür sorgen, «dass historische Argumentationsfiguren […] in ihrer Beliebigkeit eingeschränkt werden». (19) Sieferle hingegen warnt davor, «die Probleme bereits unter dem Gesichtspunkt ihrer Lösbarkeit zu konstruieren». (35) Er sieht einen indirekten Nutzen der Umweltgeschichte. Sie soll «das Bewusstsein für die Komplexität, aber auch die Verletzlichkeit der Kultur-Natur-Beziehungen» schärfen. (29 f.)

Durch ihren Gegenstand kommt die Umweltgeschichte kaum um die Zusammenarbeit mit den Naturwissenschaften herum. Zu Recht machen Hodel und Kalt darauf aufmerksam, dass sich die GeisteswissenschafterInnen dabei ihre Aufgaben nicht von den VertreterInnen der sogenannten harten Wissenschaften diktieren lassen sollten. Andersen sieht die Aufgabe der HistorikerInnen darin, «die gesellschaftlichen […] Einbindungen und Beziehungen aus naturwissenschaftlichen Auseinandersetzungen» sichtbar zu machen. Dazu sei es nicht nötig, «jede fachwissenschaftliche Debatte bis ins letzte Detail nachzuvollziehen». (47) Radkau hingegen warnt davor, «Ausflüge in die Naturwissenschaften nur nebenbei» zu unternehmen: «Der Dogmatismus, der

sich leicht einschleicht, wenn man mit der ‹Natur› operiert, könnte durch eine Selbstbedienung bei den Naturwissenschaften verschlimmert werden, – so als hätte man mit den ‹Ökosystemen› der Bio- und Ökologen ein eindeutiges Bewertungskriterium für menschliche Angelegenheiten, und als müssten nicht auch Umwelt-Normen in sozialen Prozessen ausgehandelt werden.» (101)

Schliesslich fällt auf, dass sich in der Umweltgeschichte ein Graben zwischen der Forderung nach theoretisch orientierten Universalgeschichten à la Sieferle und sozialgeschichtlich ausgerichteten Fallstudien auftut. Letzteren wirft Sieferle nicht ganz zu Unrecht vor, sie würden ohne methodische Reflexion Argumentationsmuster und Zurechnungen aus der Gegenwart auf vergangene Umweltsünden übertragen: «Ein Fall von Naturzerstörung gilt dann als erklärt, wenn derjenige Interessent gefunden ist, der bei diesem Vorgang einen Nutzen davongetragen hat. […] Auf diese Weise wird gewöhnlich ein Erzählungstypus nach dem folgenden Muster präsentiert: […] Es gibt die unbedenklichen Investoren, die eingeschüchterten Arbeiter, die aufgebrachten Anlieger, die zögernde oder inkompetente Verwaltung sowie die Experten, die nichts verstehen und alles entschuldigen.» (31 f.) Radkau fordert eine mittlere Ebene der Umweltgeschichte, welche die Einzelstudien mit den theoretischen Würfen verbinden sollte. Wie diese dritte Ebene konkret aussehen könnte, bleibt offen.

Joachim Radkau polemisierte unlängst gegen jene Tagungen, an denen die ReferentInnen nur das, was sie schon immer gemacht haben, neu unter dem «Ökolabel» vortragen. Diese Umschreibung trifft auf den von Günter Bayerl herausgegebenen Tagungsband zweifellos zu. In meinen Augen aber hat die Idee, «umwelthistorische Forschung […] im Schnittfeld unterschiedlichster Disziplinen zu lokalisieren», durchaus ihre Berechtigung. Ich las beispielsweise mit Interesse, was Pollenanalyse und Paläo-Ethnobotanik über die frühe anthropogene Beeinflussung von Wald und Pflanzenwelt berichten können.

Verdienstvoll an dem Band ist zweifellos auch, dass einige der darin enthaltenen Fallgeschichten den Blick auf die frühe Neuzeit lenken. Spannend zu lesen ist etwa der Bericht von Lothar Suhling über das Montanwesen im 16. Jahrhundert. Er beschreibt anschaulich, wie der «Ruf der Berge» Unternehmer, Kaufleute, Adlige und selbst Geistliche anlockte und zu umfangreichen Investitionen führte. Die zunehmende Schürf- und Schmelztätigkeit blieb nicht ohne negative Folgen für die Umwelt. Beklagt wurde nicht nur die Emission des mit Arsen und oft mit Blei versetzten «bösen Rauches», dessen Gefahren für Mensch, Tier und Nutzpflanzen bekannt waren, sondern auch der immense Holzbedarf der protoindustriellen Schmelzwerke, die mit Holzkohle betrieben wurden. Ähnlich anregend sind auch die Beiträge von Jörg Wiesenmann über die spätmittelalterliche Steinkohlenförderung im Raum Aachen, wenngleich hier der Umweltaspekt für meinen Geschmack zu wenig herausgearbeitet wurde, und der Beitrag von Martina Kaup über die Urbarmachung des Oderbruchs. Vielversprechend ist der Ansatz von Dietmar Klenke, der sein Habilitationsthema der bundesdeutschen Verkehrspolitik unter dem Einfluss der Motorisierung mit der entsprechenden Entwicklung in Amerika vergleicht. Zu verweisen ist schliesslich auf den erfrischenden Beitrag der Biologin Elke Rottländer über das Problem der interdisziplinären Kommunikation. Sie zeigt unter anderem, wie HistorikerInnen Texte eher kritisch hinterfragen, während BiologInnen Texte primär als Informationsträger konsultieren.

Daneben hat der Band aber zahlreiche Schwächen: Dass Pläne zur Landschaftsverschönerung ein umweltrelevantes Thema sind, sei unbestritten. Doch Gert Grönings Beitrag über den Bayrischen Landschaftsverschönerer Gustav Vorherr arbeitet diese Bezüge viel zu wenig heraus. Verdienstvoll ist das Bemühen von Klaus Saul, die akustische Umweltbelastung im deutschen Kaiserreich darzustellen. Er führt die «Klagen über ruhestörenden Lärm» vor, die im Bildungsbürgertum «eine lange Tradition» hatten. (189) Sie richteten sich gleichermassen gegen «das frühe Krähen der Hähne, [...] das Peitschenknallen der Kutscher» wie gegen Baulärm, «Lärm von Kindern und Halbwüchsigen» oder «undisziplinierte Hausmusik». Leider krankt Sauls Text aber, wie die meisten Beiträge des Bandes, an einer mangelnden Distanz zu den Quellen. Dies trifft auch auf den Aufsatz der beiden Technikgeschichtler Günter Bayerl und Torsten Meyer zu, die im Wandel der Begriffe «Glückseligkeit» und «Arbeit» im Lauf des 18. Jahrhunderts und der damit verbundenen «Ökonomisierung der Natur» eine «wesentliche Grundvoraussetzung für die Durchsetzung des Industriesystems» zu erkennen glauben. (157) Interessanter als die Flut von Zitaten wäre ein Vergleich mit vormodernen Quellen oder ein Blick auf die entsprechende Literatur gewesen.

Die Korrigenda des Inhaltsverzeichnisses bestärken den Eindruck: Ein wenig mehr Editions- und Redaktionsarbeit hätte dem Band bestimmt nicht geschadet, zumal in den zwei Jahre zwischen Tagung und Erscheinen dafür genügend Zeit gewesen wäre.

Thomas Zürcher (Basel)

PIERRE LASCOUMES
L'ÉCO-POUVOIR
ENVIRONNEMENTS ET POLITIQUES

ÉDITIONS LA DÉCOUVERTE, PARIS 1994.

À travers cet ouvrage, Pierre Lascoumes propose de considérer les relations entre politique et environnement non pas sous l'angle des «problèmes d'environnement», mais plutôt sous celui des modalités de la constitution de l'environnement comme problème. Ainsi, ce parti pris n'aura pas comme intention d'analyser la place de l'environnement dans le champ politique, mais d'envisager les relations entre politique et environnement du point de vue des politiques d'environnement. Le point de départ et fil conducteur de l'ouvrage consiste dans le constat suivant, pour le moins paradoxal: «Alors que, depuis les années soixante, les actions collectives menées au nom de la défense de l'environnement se voulaient profondément critiques des savoirs scientifiques et techniques et du mode de développement social qu'elles propulsent, la traduction de ces revendications en politique publique débouche au contraire sur un appel croissant aux experts, ingénieurs et techniciens, détenteurs véritables des rênes d'un éco-pouvoir montant» (p.8). Et il y a plus encore puisque Lascoumes fait l'hypothèse que ce sont les mouvements écologistes eux-mêmes qui ont contribué à l'avènement de ce «gouvernement rationnel du vivant» qu'il nomme l'«éco-pouvoir».

Partant du constat que ce que l'on nomme depuis peu l'«environnement» est essentiellement la résultante des relations inextricables entre activités humaines et nature, Lascoumes considère les politiques d'environnement comme une méthode d'organisation et de régulation des rapports des hommes à la nature, c'est-à-dire, avant tout de la tension fondamentale entre des mesures de déve-

loppement économique et un ménagement de l'environnement. Ce travail de régulation se faisant aux intersections d'une pluralité d'espaces sociaux mettant en présence une multitude d'acteurs, un des objets de l'analyse sera le travail de *traduction* (l'auteur parle de «transcodage») entre les différentes formes de construction sociale des problèmes d'environnement propres aux différents milieux et groupes sociaux que représentent les citoyens, les associations de protection de l'environnement, les industriels, les différentes administrations d'État et les différents groupes d'experts.

L'analyse de ces politiques d'environnement et des conditions d'émergence de cet «éco-pouvoir» se déroule en trois temps.

Le premier consiste en *une analyse des représentations sociales et des connaissances communes* en matière d'environnement; et ce à partir d'analyses d'entretiens et d'articles de journaux. Le constat qui s'en dégage est celui du caractère rudimentaire de ces connaissances. L'auteur voit ainsi dans la prégnance du caractère «naturaliste» de la connaissance commune une des conditions du développement de cet éco-pouvoir.

Le deuxième temps de l'ouvrage est constitué par l'analyse des *opérations de régulation des intérêts divergents au sein des instances de décision publiques*, l'auteur prenant ici l'exemple plus spécifique de la gestion publique des risques et des pollutions industrielles. À travers cet exemple, Lascoumes insiste sur les spécificités des politiques d'environnement par rapport aux autres politiques publiques. En effet, celles-ci sont caractérisées par le fait qu'elles sont avant tout des compromis consistant en des stratégies d'ajustements des intérêts divergents ne comportant pour ainsi dire jamais de mesures de protection directes, d'interdictions de polluer ou de sanctions. En effet, ces politiques sont principalement fondées sur des règles qui ont pour but de spécifier les modes de relations entre les différents acteurs concernés plutôt que de définir des objectifs précis à atteindre.

Le constat de cette forme d'instrumentalisation du droit est également considéré comme une condition de la montée en puissance de l'éco-pouvoir.

Le troisième moment de l'analyse porte sur les *associations de défense de l'environnement*. Le constat qui semble émerger est celui d'un double mouvement historique d'un renforcement de l'intégration des associations au sein des processus de mise en œuvre des politiques, ainsi que celui d'une inquiétante baisse des capacités critiques et mobilisatrices de ces mêmes organisations souvent confinées à un rôle supplétif de contrôle plutôt qu'admises dans celui plus constructif d'initiative et de proposition. On le voit, là également, toutes les conditions sont réunies pour confirmer l'hypothèse de la montée en puissance de l'éco-pouvoir.

Devant ce triple constat, Lascoumes tire les conclusions suivantes. Les politiques publiques de l'environnement sont caractérisées par le fait qu'elles ne sont pas la résultante de projets conçus de manière systématique et planifiée, mais au contraire d'actions de recyclages de systèmes d'action publics et privée préexistants en vue de la réalisation d'ajustements progressifs (souvent inégalitaires) d'intérêts selon un processus incrémental. De cette première observation découle le constat que les politiques d'environnement n'ont pas de véritable autonomie en ce qu'elles consistent souvent en des programmes menés au sein d'autres politiques publiques, ce qui les différencie d'une véritable politique sectorielle. De même, en ce qui concerne leur contenu, on a déjà vu qu'elles ne visent pas à trancher des conflits d'intérêts, mais qu'elles visent à fournir un cadre méthodologique

de traitement localisé de ces derniers. C'est précisément dans la faiblesse (en France en tout cas) de ce cadre méthodique de construction des rapports entre acteurs des politiques d'environnement que l'auteur voit la possibilité de montée en puissance d'un éco-pouvoir comme forme spécifique d'un bio-pouvoir (M. Foucault).

La lecture de cet ouvrage, bien construit et argumenté et qui enchevêtre avec bonheur les problématiques de la «production» et de la «réception» des politiques d'environnement en montrant bien l'impossibilité de les séparer appelle cependant deux réserves. On n'est en effet pas véritablement convaincu du caractère spécifique de l'éco-pouvoir par rapport aux autres formes de captation administrative et/ou technocratique du pouvoir. On pourrait ainsi objecter que le caractère particulièrement incrémental de la mise en œuvre de ces politiques semble précisément garantir, en comparaison des véritables politiques sectorielles, une plus grande possibilité d'explicitation des conflits et des revendications sociales.

À ce propos, il est possible de signaler une seconde réserve qui concerne l'analyse des représentations sociales et des connaissances communes. Il paraît en effet paradoxal que Pierre Lascoumes, dont le propos consiste en fin de compte à mettre en garde contre l'émergence de cet «éco-pouvoir», reprenne en quelque sorte à son compte, par la déploration misérabiliste du caractère «fruste» des connaissances communes à laquelle il se livre longuement dans la première partie de l'ouvrage, ce que l'on pourrait soupçonner constituer les présupposés de ce même éco-pouvoir. Ainsi l'auteur nous semble aller un peu vite en besogne lorsqu'il oppose de manière radicale connaissance «commune» (populaire?) et connaissance «savante». S'il est en effet un domaine du monde social où la différence entre l'expertise (souvent contradictoire) et la connaissance commune (souvent érudite) ne semble pas des plus limpide et acceptée socialement, c'est bien en matière d'environnement.

Finalement, la thèse de la spécificité des politiques d'environnement (et de leur relative «faiblesse» en matière de contraintes) ne contribue-t-elle pas par elle-même à nuancer le caractère potentiellement autoritaire de cet «éco-pouvoir»?

Stéphane Nahrath (Lausanne)

JEAN-MARC DROUIN
RÉINVENTER LA NATURE
L'ÉCOLOGIE ET SON HISTOIRE

DESCLÉE DE BROUWER, PARIS 1991 (AVEC UNE PRÉFACE DE MICHEL SERRES)

Devant le constat que l'écologie peine à être reconnue comme savoir scientifique, Jean-Marc Drouin s'emploie à retracer certains éléments permettant de comprendre son émergence et sa constitution progressive en une discipline scientifique revendiquant son autonomie par rapport aux disciplines voisines que sont la biologie, la chimie et, dans les premiers temps en tout cas, l'histoire naturelle. Pour ce faire, il recourt essentiellement à une démarche d'*épistémologie historique,* qu'il applique à ce qu'il définira comme l'écologie scientifique.

Plus concrètement, la démarche adoptée est définie dans les termes suivants: «En entreprenant ici l'analyse de quelques concepts clés de l'écologie, on postule simplement que le fonctionnement d'une science ne produit pas seulement des effets de pouvoir mais aussi des connaissances objectives et que son développement ne résulte pas seulement des conditions sociales, mais aussi de contraintes internes liées à la fois à ses états antérieurs et au comportement de son objet

d'étude» (p.25). Précisons d'emblée que si c'est là le «point fort» de l'ouvrage, c'est également l'aspect à mon sens le plus discutable d'un texte par ailleurs convaincant, efficace, synthétique, ainsi que «lumineux, transparent et singulièrement limpide» (Michel Serres).

L'ouvrage est organisé en trois parties. La première présente très brièvement les «étapes» de la formation de l'écologie scientifique. L'auteur en retrace ici les trois principales, qui correspondent d'ailleurs en gros aux XVIIIe, XIXe et XXe siècles… Reprenant l'opinion des écologues en la matière, Jean-Marc Drouin rappelle que ce sont, dans un premier temps, les rapports avec l'histoire naturelle qui doivent être analysés. Ce qu'il fait par la rapide présentation de l'œuvre de Charles Linné, qu'il interprète à la lumière de la thèse de la filiation «en rupture» entre écologie et histoire naturelle.

La sécularisation et la revendication de scientificité qui caractérisent l'histoire de l'histoire naturelle au XIXe ont pour principal effet, selon l'auteur, de faire perdre à cette dernière l'unité de sa problématique, ainsi que la complémentarité de ses différentes branches. Dès lors, il semble que cela soit la géographie botanique (accompagnée plus tard par la géographie animale) qui se soit montré au XIXe la discipline la plus favorable aux développements de la futur écologie. Ainsi, la démarche d'analyse systématique des logiques de spatialisation des espèces botaniques, renforcée par l'idée darwinienne de l'indéfectibilité des liens entre les trois règnes (minéral, végétal, animal), permet de déboucher sur la notion de «biosphère» (Edouard Suess) exprimant l'inclusion spatiale et logique de l'ensemble des formes vivantes.

Cette idée de l'interdépendance des espèces vivantes au sein d'un même milieu est à l'origine, par l'intermédiaire du concept de «communauté» (Clements), de la formation du concept d'«écosystème» proposé par Tansley en 1935. Ce concept se caractérise par le fait qu'il prend en compte à la fois les organismes vivants et les facteurs physiques du milieu. Encore très centrée sur l'analyse des plantes, la notion d'écosystème devra attendre sa rencontre avec la tradition d'étude des populations animales ainsi qu'avec l'approche énergétique pour permettre le développement d'une véritable «théorie des écosystèmes». Cette étape sera l'œuvre de Lindeman qui, à travers sa notion de «cycle trophique», réalisera la synthèse entre les écologies végétale et animale.

La deuxième partie, problèmatisant les liens réciproques entre enjeux théoriques et choix des terrains d'analyse, consiste en une description de certains exemples privilégiés, véritables archétypes selon l'auteur, à partir desquels ont été perçus les autres milieux étudiés. Ces archétypes sont la *montagne*, le *lac* et l'*île* et fonctionnent comme «paradigmes» influençant la perception et l'analyse des autres milieux naturels.

À coté de ces archétypes, l'écologie a recours également, au niveau de la production des hypothèses ou encore à celui de la vulgarisation des résultats à l'usage d'analogies et de métaphores. L'auteur en distingue plus précisément trois: la *collectivité* (l'analogie entre formes de collectivités humaines et peuplements végétaux ou «animals»), l'*organisme* (l'analogie de la société comme corps et le corps comme une société d'organe), l'*artefact* (application à l'ordre du vivant du principe d'usage d'un objet technique artificiel).

La troisième et dernière partie de l'ouvrage s'attache à certains des présupposés et des questions fondamentales de l'écologie scientifique contemporaine. Parmi eux, le présupposé de l'équilibre écologique et de la théorie des «climax»

(stade adulte et stabilisé d'une communauté), ainsi que les modalités de la prise en compte des activités humaines et de leurs effets sur l'environnement. Tous deux posent la question fondamentale des relations entre l'homme et la nature, ainsi que des modalités de la protection des espaces naturels et à travers eux, l'incontournable question de la protection de l'homme lui-même. Car, l'une des questions essentielles de cette réflexion épistémologique est la prégnance des catégories anthropocentriques dans la perception des phénomènes naturels, phénomènes que nous percevons en fonction d'une échelle de proximité à notre propre espèce. Ainsi, l'auteur fait le constat de la difficulté dans laquelle nous sommes de penser la nature indépendamment de nos préoccupations proprement humaines.

En conclusion, Jean-Marc Drouin constate à nouveau la difficulté de l'écologie à se faire admettre comme science. Si ce constat n'est certainement pas faux, le choix de recourir exclusivement à l'épistémologie historique pour l'expliquer ne permet cependant pas d'en saisir les ressorts sociaux et proprement historiques. Ainsi, Jean-Marc Drouin, en défendant la thèse d'une autonomie explicative de l'analyse strictement épistémologique du discours écologique, est à mon sens dans l'incapacité d'expliquer plus avant la spécificité même de la dynamique du développement de l'écologie comme discipline scientifique, alors que c'est là en même temps l'une des questions principales de son livre. Au risque d'enfoncer des portes depuis longtemps ouvertes, on ne peut que suggérer que ce qui fait le plus cruellement défaut dans cette analyse, c'est une véritable histoire sociale (au sens sociologique) de l'émergence et de l'institutionnalisation de l'écologie comme discipline scientifique (sociologie des «écologues», des conditions d'institutionnalisation de l'écologie et de ses rapports avec les autres sciences, etc.), seule capable de reconstituer les conditions d'émergence et le sens des «compatibilités» épistémologiques entre les différentes «étapes» de la formation de la discipline. Ainsi, aurait-on pu éviter, me semble-t-il, cette désagréable impression, caractéristique de certaines tendances de l'histoire des idées, d'une reconstruction *a posteriori* des liens chronologiques «nécessaires» entre les idées ou les auteurs.

Stéphane Nahrath (Lausanne)

FRANÇOIS WALTER
BEDROHLICHE UND BEDROHTE NATUR
UMWELTGESCHICHTE DER SCHWEIZ SEIT 1800

CHRONOS VERLAG, ZÜRICH 1995, 280 P., FR. 38.–

L'ouvrage de François Walter, qui a été traduit du français dans une version légèrement retouchée et complétée, arpente un terrain encore passablement en friche. L'histoire de l'environnement est une discipline récente qui présuppose l'intégration de l'homme et du milieu. L'auteur étudie l'évolution de la perception et des usages sociaux de la nature, parallèlement aux modifications du milieu, tout en décrivant les interactions qui se produisent entre ces différents niveaux. S'il reste attentif à la réalité physique du milieu et à son évolution, François Walter met particulièrement en évidence le faisceau d'attitudes complexes qu'entretient la société avec la réalité et s'intéresse aux mutations des modes de sensibilité à l'environnement. D'où un intérêt marqué pour les mentalités et les idéologies, dont on se demande si elles n'imposent pas implicitement leur propre modèle de perception. Dans cette perspective, il est intéressant d'observer comment agissent les

sociétés face aux changement perceptibles du milieu.

Le XVIIIe siècle redécouvre la nature. En Suisse, l'offensive rationaliste coïncide avec le risque peut-être exagéré de pénurie de bois et engendre la gestion des ressources de la sylviculture, de même que l'amélioration de l'agriculture. L'initiative personnelle est valorisée au détriment de la mise en valeur communautaire. La nature devient marchandise et est exploitée comme un capital. Cette action volontariste a des conséquences sur les paysages exploités intensivement, mais aussi sur les communautés qui entrent dans l'ère de la révolution agricole et y perdent une partie de leur identité. Au même moment, les élites découvrent la nature sauvage. La montagne, la forêt deviennent pittoresques. On peut voir là les germes de conflits futurs, lorsque ces deux conceptions utilitaire et esthétique entreront en concurrence. D'autant plus qu'au début du XIXe siècle le romantisme impose une vision contemplative de la nature et l'investit d'un contenu symbolique.

La fin du XIXe siècle, annonce la prise de conscience pré-écologique. La société perçoit les effets négatifs de l'urbanisation et de l'industrialisation. Le mouvement hygiéniste prend conscience du problème de la pollution des eaux, mais la volonté d'assainir la ville n'est pas motivée par la dégradation de l'environnement, puisque celui-ci n'est pas encore inventé, mais est rendu nécessaire par le poids que fait peser sur l'homme la menace putride. La société doit se protéger contre la nature menaçante. On résout le problème des eaux de consommation, mais demeure l'impact à long terme des déjections et des résidus censés se dissoudre dans le milieu. L'enlaidissement du paysage débouche sur une autre attitude. À une réaction de type esthétique classique s'ajoute le sentiment patriotique. La société urbaine en quête d'identité tend à mythifier les sociétés rurales. La nature menacée s'identifie avec le monde des Alpes, parce que le développement d'une identité nationale fonctionne sur le mythe montagnard. Effrayé par la contagion qui menace les paysages des mouvement comme le *Heimatschutz* ou le *Naturschutz* luttent contre l'utilitarisme moderne et l'exploitation des paysages. Ils se consacrent à la protection des sites et se contentent du sauvetage ponctuel de quelques vestiges naturels. Ces attitudes de protection de la nature gardent un caractère sentimental.

Depuis la fin des années 60, nous sommes entrés dans l'ère de l'écologie. Les progrès enregistrés dans les sciences de l'environnement ont permis d'intégrer les sociétés humaines à leur écosystème et ont fait voir les méfaits de l'action anthropique sur la biosphère dans son ensemble. Aujourd'hui, la remise en cause de la capacité de dilution des pollutions par le milieu pose la question d'une gestion plus rationnelle des ressources et de la réduction des nuisances dues à l'activité humaine. Ces découvertes cautionnent le discours écologique moderne et ont incontestablement changé notre rapport à la nature. Si l'écologiste militant a le réflexe vert avec les comportements irrationnels et les utopies aux relents passéistes que cela implique parfois, l'État lui-même s'est approprié ce discours. Prenons un exemple. Dès 1980, la mort des forêts inquiète d'autant plus que les séquelles en sont visibles. La pollution atmosphérique est désignée comme principale responsable. En conséquence, une solution est recherchée, les lois sur la protection de l'air sont adoptée. Une réponse globale est apportées à un problème concret. Or, aujourd'hui il semble que les projections statistiques ont exagéré cette menace.

En résumé, l'ambition affichée par François Walter de «fournir quelques fils

conducteurs à une remise en perspective historique de notre rapport à la nature» contribue utilement à une meilleure compréhension de nos comportements actuels.

Olivier Adatte (Genève)

CHRISTIAN PFISTER (HG.)
DAS 1950ER SYNDROM
DER WEG IN DIE KONSUMGESELLSCHAFT
HAUPT, BERN 1996 (2., UNV. AUFL.), 428 S., FR. 68.–

LUCIENNE REY
UMWELT IM SPIEGEL DER ÖFFENTLICHEN MEINUNG
GRENZLINIEN INNER-SCHWEIZERISCHER UNEINIGKEIT
SEISMO, ZÜRICH 1995, 238 S., FR. 39.–

GERHARD DE HAAN, UDO KUCKARTZ
UMWELTBEWUSSTSEIN
DENKEN UND HANDELN IN UMWELTKRISEN
WESTDEUTSCHER VERLAG, OPLADEN 1996, 303 S., DM 48.–

Es gehört zu den schlechten Gewohnheiten der Historikerinnen und Historiker, dass sie pauschale Thesen meist vermeiden. Wer A sagt, muss auch B sagen, oder anders ausgedrückt: Wer pauschale Thesen vertritt, verlässt nur ungestraft den Saal, wenn die These sogleich wieder relativiert wird. Glücklicherweise haben nicht alle diese schlechte Gewohnheit angenommen, zum Beispiel der Berner Professor Christian Pfister: Er vertrat eine simple These, setzte sie in die Welt hinaus und liess zunächst mal nur die andern reden. Diese schüttelten zwar den Kopf, aber nahmen die These immerhin so ernst, dass aus den Entgegnungen ein spannendes Buch entstand – lebendiger als manch andere Publikation zu diesem Thema.

Pfisters dreiste These lautet: Vor allem das billige Öl ist schuld am heutigen Umweltschlamassel. «Der langfristige Rückgang der Relativpreise für fossile Energieträger seit den späten 50er Jahren ist die gewichtigste Ursache für den verschwenderischen Umgang mit Rohstoffen und Energie und die daraus erwachsenden übermässigen Belastungen der Umwelt.» Es wären zwar auch ohne massive Verbilligung Umweltbelastungen entstanden. «Nur – und dies ist der springende Punkt – hätte er kaum das heutige Ausmass erreicht, wäre er nicht zum bedrohlichen Krankheitsbild, zum Syndrom geworden.» (94 f.)

Im Rahmen einer Vortragsreihe wurde dann diese These ausführlich diskutiert. Zur Kritik aus langfristiger Perspektive äusserten sich die Zürcher Professoren Hansjörg Siegenthaler und Volker Bornschier. Beiden wollte nicht einleuchten, dass ein einziger Faktor so zentrale Bedeutung haben sollte. Siegenthaler hob die exakte Chronologie hervor: Der Nachkriegsboom sei schon längst ausgebrochen, bevor die Energiepreise in den späten 50er Jahren zu sinken begannen. Und er stellte andere Wachstumsfaktoren in den Vordergrund: den billigen Schweizerfranken, die Zunahme der Massenkaufkraft, das Vertrauen in die Zukunft und die Zurückhaltung der Gewerkschaften bei Lohnforderungen. Ebenso hielt der Soziologe Bornschier, der mit einem umfassenden Modell des sozialen Wandels arbeitet, fundamentalere Entwicklungen als die Preisbewegung für den Motor der Wachstums- und Verschwendungsgesellschaft. Auch die anderen Beiträge enthalten meist grundsätzliche Kritik an der Überschätzung des Ölpreises. Von Pfisters These bleibt am Schluss des Bandes nicht mehr viel übrig. Aber eben: Dafür sind aus der Sicht der Energie-, Gesellschafts- und Politikgeschichte lesenswerte Texte über die schweizerische

Nachkriegszeit entstanden. Ferner haben studentische Arbeitsgruppen umfangreiches Material zur Umweltgeschichte zusammengetragen. Wer sich intensiver mit dem sozialen Wandel nach 1945 beschäftigen will, wird nicht an diesem Buch vorbeikommen.

Einzelne Autorinnen und Autoren diskutieren mögliche Lösungen zur Beendigung der ökologischen Krise. Favorisiert wird die Einführung von Lenkungsabgaben – und zwar sofort. «Es wäre irrational», schreibt die Zürcher Wirtschaftsprofessorin Heidi Schelbert, «mit Massnahmen zu warten, bis letzte Klarheit über alle Folgen des verstärkten Treibhauseffekts besteht. Es ist eine Illusion zu glauben, warten sei gratis.» (215) Wenig Vertrauen setzt man in die Beeinflussung des Umwelthandelns durch das Umweltbewusstsein. Der Berner Soziologieprofessor Andreas Diekmann gelangt aufgrund von empirischen Studien zum Schluss, dass Bewusstseinsveränderungen nur sehr indirekt – etwa über verändertes Wähler- und Stimmverhalten – den ökologischen Umbau der Gesellschaft vorantreiben.

An diesem Punkt lohnt es sich, ein anderes Buch in die Hand zu nehmen. Die beiden Berliner Dozenten Gerhard de Haan und Udo Kuckartz haben nämlich alle relevanten deutschen Studien zum Umweltbewusstsein untersucht und sind zum selben Schluss gekommen: Die Bedeutung des Umweltbewusstseins wird masslos überschätzt. «Zwischen nahezu allgegenwärtigen positiven Umwelteinstellungen und einem, wie die allgemeinen statistischen Daten zeigen, in den substantiellen Bereichen nicht entscheidend veränderten Umweltverhalten besteht ein eigentümlicher Kontrast. Umweltschutz – so provokant das klingen mag –, scheint in der Hauptsache von der Industrie geleistet worden zu sein […].» (102)

Die Autoren halten überhaupt den Begriff des Umweltbewusstseins für untauglich. Er sei viel zu umfassend und widersprüchlich. «Aus allgemeinen Einstellungen und allgemeinen Werten […] lässt sich keine Verhalten vorhersagen, gefordert ist Spezifität. Folgerichtig geht es um die Erhebung *spezifischer* Einstellungen, spezifisch heisst: auf die interessierende Handlung bezogen.» (258) Je nach Aktivität ergeben sich dann sehr verschiedene Motivlagen, das heisst, ökologisches Verhalten wird oft mit Motiven erklärbar, die nichts mit positiver Einstellung zum Umweltschutz zu tun haben. Umgekehrt können sich aus denselben Motiven völlig widersprüchliche Verhaltensweisen ergeben. Der Schlüssel für diesen Sachverhalt ist der Lebensstil. «Die exotische Fernreise, der Einkauf im Bioladen, der Gang zum Altglascontainer und der Wochenendausflug mit dem Surfbrett auf dem Dach des Geländewagens sind vielleicht gar kein Zeichen von Verhaltensinkonsistenzen, sondern Äusserungen eines bestimmten Lebensstils.» (264)

Mit dem Konzept des Denkstils, das der Medizinhistoriker Ludwik Fleck in den 30er Jahren entwickelte, versuchen die Autoren ferner die «mythischen» Fundamente von Umweltbewusstsein und Umweltverhalten zu erfassen. Es gebe vier grundlegende Naturvorstellungen: die strapazierfähige Natur, die empfindliche Natur, die in Grenzen tolerante Natur und die unberechenbare Natur. Diese «Mythen» hätten womöglich mit dem tatsächlichen Verhalten zu tun: «Denkbar ist etwa eine enge Beziehung zwischen einem spezifischen Lebensstil und einer spezifischen der vier Denkgewohnheiten […]» (270) Das Ergebnis dieser theoretischen Bemühungen lassen de Haan/Kuckartz offen, doch das Gedankenspiel hat seinen Reiz: Denn warum soll ein modernes Phänomen wie das Umweltbewusstsein ohne jede *longue durée* auskommen? – Mehr als Gedankenspiele entwickeln die Autoren allerdings nicht.

Zurück bleibt nach der Lektüre der Eindruck, man wisse nun alles darüber, wie das Umweltbewusstsein gerade *nicht* begrifflich zu erfassen sei, aber sehr wenig über neue Ansätze. Das lag allerdings auch nicht in der Absicht der Autoren, und es ist anzunehmen, dass sie in den nächsten Jahren eigene Forschungen publizieren werden.

Im Unterschied zu Deutschland ist in der Schweiz die Erforschung des Umweltbewusstseins bisher kein bevorzugtes Thema der Sozialwissenschaften geworden. Sie blieb meist auf die Auswertung der Abstimmungsergebnisse beschränkt. Die Berner Geografin Lucienne Rey hat nun in einer Nationalfondsstudie versucht, einen zentralen Aspekt systematisch zu beleuchten: die unterschiedlichen Einstellungen in der Stadt und auf dem Land sowie in der Deutsch- und in der Westschweiz. Als Quellengrundlage verwendete Rey über 20 schweizerische Zeitungen im Zeitraum von vier Wochen (circa 2600 Artikel). Die Ergebnisse dieser gründlichen Studie sind zwar nicht sensationell, aber immerhin sind bisherige Vermutungen nun gestützt bzw. widerlegt: «Bei der Analyse stellte sich heraus, dass die Zugehörigkeit zu einer bestimmten *Sprachgruppe* neben der *politischen Affinität* der Zeitungen das Gewicht der Umweltberichterstattung als Ganzer am stärksten beeinflussen. […] Hingegen ist der Nachweis misslungen, dass sich die Gewichtung der ökologischen Bedrohung in städtischen, mittelzentralen und ländlichen Zeitungen systematisch und signifikant voneinander unterscheidet.» Das Umweltbewusstsein scheint sich auch bei dieser Frage wie ein Chamäleon zu verhalten, aber zum Trost sei verraten: Auch die Zoologie brauchte eine Weile, bis sie den Geheimnissen des Chamäleons auf die Spur gekommen ist.

Tobias Straumann (Zürich)

DOMINIK SIEGRIST
SEHNSUCHT HIMALAYA
ALLTAGSGEOGRAPHIE UND NATURDISKURS IN DEUTSCHSPRACHIGEN BERGSTEIGERREISEBERICHTEN

CHRONOS, ZÜRICH 1996, 389 S., FR. 58.–

Am 26. April 1336, so behauptet Petrarca, habe er den Mont Ventoux erstiegen. Nach einem langen, beschwerlichen Aufstieg sei er oben angekommen, habe die panoramatische Sicht genossen und darauf die Confessiones von Augustinus aufgeschlagen. Dort habe er lesen können: «Und es gehen die Menschen hin, zu bewundern die Höhen der Berge und die gewaltigen Fluten des Meeres und das Fliessen der breitesten Ströme und des Ozeans Umlauf und die Kreisbahnen der Gestirne – und verlassen dabei sich selbst.» Ob nun Petrarca den Berg tatsächlich bestiegen oder, wie die neuere Forschung zu wissen glaubt, den Bericht fingiert hat, sicher ist, dass sich die Nachfahren die Warnung zu Herzen nahmen. Die Berge blieben geheimnisvolle Orte, auf die sich Wünsche und Ängste der Menschen projizieren liessen; sie galten als Wohnstatt von Geistern und unbekannten Tieren, als ein Gebiet auf dem der Mensch nicht bestehen könne. Erst im 18. Jahrhundert wurden die Alpen physisch und ästhetisch erobert, im 19. Jahrhundert dann touristisch erschlossen.

Auch im 20. Jahrhundert gibt es aber noch Bergregionen, die eine Kontaktnahme des Menschen zu einem existenziellen Akt machen. Dokumentiert sind diese Annäherungen in den Reiseberichten von Himalaja-Bergsteigern, die Dominik Siegrist zum Gegenstand einer geografischen Dissertation gemacht hat. Er zeigt in seinem Buch, in dem er die Rede der Bergsteiger über Natur als einen Beitrag zur Alltagsgeographie versteht, dass auch

in unserem Jahrhundert die Besetzungen des Hochgebirges nicht weniger phantasmagorische Züge tragen als die Zuweisungen früherer Jahrhunderte. Der Himalaja-Raum präsentiert sich als einer der wenigen ‹weissen Flecken› auf den Landkarten der Geographie und der kollektiven Phantasie, der dem männlichen bürgerlichen Subjekt die Möglichkeit gewährt, sich in Extremsituationen, Ausnahmezuständen und im Übertreten der zivilisatorischen Schwelle zu erfahren. Siegrist verwendet einen diskursanalytischen Ansatz, mit dessen Hilfe er 27 deutschsprachige oder ins Deutsche übersetzte Bergsteigerberichte, erschienen zwischen 1922 und 1992, auf ihren Gehalt hin untersucht. Als verbindendes Merkmal der Texte neben dem gemeinsamen Gegenstandsgebiet macht der Verfasser einen Sehnsuchtsdiskurs aus, der sich in einer spezifischen Rede über die Natur sowie konstanten Metaphern- und Symbolkomplexen niederschlägt. Es ist ein Verdienst der Arbeit von Siegrist, dass sie die diesbezüglichen Parallelen zum aufklärerischen und zivilisationskritischen Diskurs über die Alpen deutlich macht, auch wenn er sich in den kulturhistorischen Bestimmungen nicht immer sattelfest zeigt.

Es ist festzustellen, dass sich durch die Himalaja-Texte die Dialektik von Eroberungswille und Zivilisationsflucht zieht. Einerseits wollen die Expeditionisten im Innern Asiens das Andere der Zivilisation erleben, anderseits tragen sie durch ihre Tätigkeit genau diese in die Bergwelt hinein. In diesem Spannungsfeld haben sich die Bergsteiger zu bewähren. Die Auseinandersetzung mit dem Berg wird unter diesen Umständen zu einer mit dem eigenen Selbst. Ähnlich wie Petrarca vollziehen die Bergsteiger eine Bewegung der Introspektion, freilich unter ganz anderen Voraussetzungen. Siegrist stellt fest, dass der Aspekt der Selbstsuche vor allem in der bisher letzten Phase des Himalajismus seit den 70er Jahren hervortrete, während zuvor die Aussenweltorientierung stärker gewesen sei. In der Phase des klassischen Expeditionismus sind es Angstbewältigungsstrategien und die Bestätigung des eigenen Ich (oder der eigenen Nation, des eigenen Volkes) gegenüber dem scheinbar übermächtigen Gegner, dem Berg, welche die Texte dominieren.

Um den zentralen Identitätsdiskurs, der vor allem in Gipfelszenen statthat, lagern sich die weiteren Themen, die sich alle der «Sehnsucht Himalaja» verdanken. Heldentum und Opfer, Bergtod und Kameraderie werden von Siegrist ebenso diskutiert wie die Wahrnehmung des Himalajas als eine ideale Welt der Harmonie von Landschaft und Kultur oder als ein Ort, an dem sich die männlich-bürgerlichen Tugenden bewähren können. Dass sich die Bergsteiger häufig gängiger Kompensationsstrategien für zivilisatorische Sinnerfahrungsverluste bedienen, wird offensichtlich. Anhand eines in vielerlei Hinsicht abseitigen Gebiets gelingt es dem Verfasser so, zentrale Momente der Selbstreflexion moderner Gesellschaften zu benennen.

Siegrist hat sich für sein originelles Buch viel vorgenommen. Vielleicht zu viel. So beeindruckend die Fülle an Belegen und so einleuchtend die grossen Linien seiner Argumentation sind, im methodischen Konzept und der Detailanalyse zeigen sich doch deutliche Schwächen. So verbindet er die Diskursanalyse mit einer hermeneutischen Bedeutungssuche, was ihn seine diskursiven Belegserien immer wieder durch interpretatorische Zwischenbemerkungen verschiedenster Provenienz unterbrechen lässt. Auf engstem Raum mischen sich oft begriffsgeschichtliche, soziologische, kulturhistorische und psychologische Bestimmungen, die den Blick auf den diskursiven Zusammenhang verstellen.

Anstatt das Material sprechen zu lassen, begräbt der Verfasser die Belege unter in Frageform geäusserten Mutmassungen. Im Kapitel über die Himalajistinnen heisst es beispielsweise: «Über die Phantasien der Bergsteiger [gegenüber einer Gruppe von Expeditionistinnen] lässt sich noch weiter spekulieren.» (242) Es ist anzunehmen, dass wir in der Folge mehr über die Phantasien des Verfassers der Untersuchung als über diejenigen des Bergsteigers erfahren.

Siegrist favorisiert vor allem tiefenpsychologische Deutungen, was gleich in doppelter Hinsicht prekär ist. Einerseits sind diese vor allem in den Texten von Reinhold Messner selbst Teil des Bergsteigerdiskurses, das analytische Instrument geht mithin eine problematische Bindung mit dem zu analysierenden Material ein, anderseits torpedieren diese ahistorischen Bestimmungen die um die Geschichtlichkeit der Texte bemühte Diskursanalyse. Anstelle der oberflächlichen Rezeption verschiedener Methoden wäre eine eingehendere Auseinandersetzung mit der Theorie der Diskursanalyse am Platz gewesen. Eine solche hätte den Verfasser veranlassen können, die einzelnen Diskursfäden, die den Himalaja-Komplex bilden, über die Expeditionsliteratur hinaus zu verfolgen, um so den gesamtgesellschaftlichen Stellenwert besser bestimmen zu können. In der jetzigen Form wird der Sehnsuchtsdiskurs nur diachron mit dem Alpinismus verknüpft, der synchrone Zusammenhang mit der (post-) modernen Gesellschaft bleibt aber allzu oft den Spekulationen des Verfassers überlassen.

Michael Gamper (Zürich)

ALLGEMEINE BESPRECHUNGEN COMPTES RENDUS GÉNÉRAUX

PHILIP ROBINSON
DIE FÜRSTABTEI ST. GALLEN UND IHR TERRITORIUM 1463–1529
EINE STUDIE ZUR ENTWICKLUNG TERRITORIALER STAATLICHKEIT
STAATSARCHIV ST. GALLEN, ST. GALLEN 1995, 361 S., 8 ABB., FR. 48.–

Der Verfasser gliedert seine Untersuchung der Entwicklung der Staatlichkeit im Territorium der Fürstabtei St. Gallen in drei Teile (Die räumliche Konstituierung des Territoriums; Wirtschaftsführung und Verwaltung als Mittel territorialer Herrschaftsausübung; Aspekte der Durchsetzung territorialer Staatlichkeit), in denen er jeweils traditionelle Verfahren und Neuerungen in der Herrschaft der Äbte beschreibt und analysiert. Besonders eindrucksvoll gelingt ihm dies im zweiten Teil bei der verwaltungsgeschichtlichen Analyse, die von der Rekonstruktion des fürstäbtischen Finanzhaushaltes über die Bedeutung und den Funktionswandel von Schriftlichkeit in der Verwaltung bis zum Verwaltungspersonal führt. Robinson kann die Frage nach den konstitutiven Elementen der Staatlichkeit im Herrschaftsgebiet der Abtei St. Gallen auf der Ebene des Herrschaftsanspruchs der Äbte und deren institutioneller Umsetzung aufgrund seiner Quellenkenntnisse umfangreich und überzeugend beantworten. Bedauerlich ist allerdings, daß er den angekündigten vergleichenden Ansatz (39) nicht systematischer verfolgt und die St. Galler Ergebnisse nicht in Verbindung mit Entwicklungen in Territorien von Nachbarklöstern interpretiert hat.

Im dritten Teil geht es um die Frage nach den Durchsetzungsmöglichkeiten der Herrschaftsansprüche und die Wirkmächtigkeit der äbtischen Politik. In diesem Abschnitt will der Verfasser zeigen, dass sich die Geschichte der Territoriumsbildung nicht nur in Problemen der Verfassungsgeschichte erschöpft, sondern dass auch der «Aspekt der effektiven Herrschaftspraxis und Herrschaftsdurchsetzung in gebührender Weise» berücksichtigt werden muss. (23) Es geht um das konkrete politische Handeln aller «Akteure im politischen Kräftefeld» (242), nämlich 1. die Fürstabtei St. Gallen; 2. deren Untertanen in der Alten Landschaft und im Toggenburg; 3. die eidgenössischen Orte, besonders die vier Schirmorte (Zürich, Luzern, Schwyz, Glarus) der Abtei; 4. die Stadt St. Gallen; 5. das Land Appenzell. Der Verfasser schildert Konflikte, in denen sich der Widerstand gegen die herrschaftsverdichtenden Massnahmen der Abtei artikulierte, beschreibt Muster der Konfliktlösung (in den meisten Fällen wurden Konflikte zwischen dem Kloster und dessen Untertanen durch Schiedssprüche von Abgesandten der Schirmorte geschlichtet), und differenziert die Motive der politischen Akteure. Mit Hilfe eines «Modells von Ressourcenverteilung bzw. -austausch» (270) beschreibt Robinson das Beziehungsgeflecht zwischen der Abtei St. Gallen als territorialer Herrschaftsträgerin und anderen Interessenten, die Vorteile durch die Unterstützung dieser Herrschaft hatten. So stellten zum Beispiel Stadtbürger und Juristen der Abtei ihre ‹Ressource› Fachwissen zur Verfügung, oder Adlige verkauften Gerichts- sowie andere Herrschaftsrechte und erhielten dafür für sich oder Verwandte einen Anteil an den klösterlichen ‹Ressourcen›, den Pfründen, Ämtern in der klösterlichen Territorialverwaltung und Leibrenten. Dies galt nicht nur für die horizontale Integration adliger und städtischer Führungspersonen, sondern auch für

die vertikale Integration der dörflichen Bevölkerung in das klösterliche Territorium. Eine zentrale Rolle spielten dabei die Gemeindevertreter, besonders die Ammänner, die Vorsitzenden der äbtischen Niedergerichte. Diese Amtsinhaber erhielten von der Abtei ebenfalls ‹Ressourcen› – neben den materiellen auch ideelle wie Prestige und institutionelle Macht – und sicherten dafür im Gegenzug die Loyalität der Untertanen in den Dorfgemeinden gegenüber dem Kloster, indem sie als Vermittler zwischen der Herrschaft und den Untertanen auftraten. Robinson arbeitet mit einem Klientelismus-Modell, um die Position der genannten dörflichen Führungsgruppe gegenüber den Dorfbewohnern zu beschreiben. Ob sich aber mit der besonders hervorgehobenen Funktion der Ammänner als Patrons ihrer dörflichen Klientel die Integration der Untertanen in das Territorium erklären lässt, bleibt mindestens fraglich. Zumal auch deshalb, weil ständische Repräsentationsformen zwar angesprochen, deren politische Wirkungen aber nicht ausreichend im Vergleich gewürdigt werden.

Insgesamt bringen die Ausführungen über die Herrschaftspraxis einleuchtende und nachvollziehbare Erkenntnisse. Dagegen bleiben die Beschreibung und Analyse der Herrschaftsinszenierung der Äbte blass. Das Postulat von der Relevanz «symbolischer Formen und herrschaftlicher Selbstdarstellung» für die Durchsetzung der äbtischen Herrschaft kann letztlich nicht in wünschenswerter Weise umgesetzt werden. Dies liegt wohl nur zum Teil an der vom Verfasser beklagten Quellenlage, sondern auch daran, daß er das vorhandene Material nicht konsequent genug mit den vorliegenden Interpretationsangeboten konfrontiert hat. Die Anlage eines Registers hätte den Gebrauchswert der Arbeit erhöht.

Jörg Rogge (Halle a. d. Saale)

VOLKER REINHARDT (HG.)
HANDBUCH DER HISTORISCHEN STÄTTEN
SCHWEIZ UND LIECHTENSTEIN

KRÖNER, STUTTGART 1996, CXI UND 798 S., 2 KARTEN, 15 STADTPLÄNE, FR. 58.–

Im Kröner Verlag sind bis jetzt zwölf Handbücher der historischen Stätten der Regionen Deutschlands erschienen. Das neueste, Nr. 280, ist das 13. der Serie. Der Band bietet ein umfassendes Panorama von der ersten Besiedlung der Schweiz bis in die Gegenwart. Die rund 1250 Artikel zu den Kantonen, zu historischen Verwaltungseinheiten und wichtigen Städten orientieren über grössere Räume und übergreifende Entwicklungen. Die Beiträge zu Gemeinden, zu Klöstern, Pässen und sonstigen historischen Schauplätzen bieten ein dichtes Bild lokaler Geschichte. Geboten wird die politische, kulturelle und wirtschaftliche Geschichte der einzelnen Orte mit den dabei massgebenden Persönlichkeiten sowie die wichtigste historische Bausubstanz. Eine Zeittafel zur Geschichte der Schweiz, ein Glossar, ein Personenregister und eine Übersicht der allgemeinen neueren Literatur runden das Werk ab.

Der Herausgeber Volker Reinhardt lehrte sechs Jahre an der Universität Freiburg in Breisgau und hat seit 1992 an der Universität Fribourg den Lehrstuhl für Allgemeine und Schweizer Geschichte inne. Er ist Autor zahlreicher Veröffentlichungen zur europäischen Geschichte der frühen Neuzeit.

Am Handbuch mitgearbeitet haben 58 schweizerische Universitätsdozenten und Fachhistoriker. Ganz neu geschrieben wurden die Artikel zu den Kantonen AG, BL, BS, BE, GE, JU, LU, NW, OW, SH, SZ, TG, TI, UR, VD, VS, ZG und ZH. Bei den anderen Kantonen sind ältere Manuskripte zugrunde gelegt, die auf den neusten Stand gebracht wurden. Für den

Kanton Graubünden stützte sich der Herausgeber auf Texte zahlreicher Bündner Lokalhistoriker, die auf den neusten Stand ergänzt wurden. Alle Mitarbeiter sind mit Siglen dokumentiert. Die Stichworte folgen dem für das künftige Historische Lexikon der Schweiz (HLS) massgebenden Glossarium Helvetiae Historicum.

Für den Rezensenten drängte sich zuerst ein Vergleich mit dem sechsbändigen «Schweizer Lexikon 91» (Luzern 1991–1993) auf, das sämtliche Gemeinden berücksichtigt. Auf Grund von zahlreichen Stichproben aus allen Kantonen ergibt sich folgendes Bild, erstens zur Geschichte und zur Bausubstanz: Das Handbuch ist meistens ausführlicher und präziser; zweitens bezüglich Landwirtschaft, Industrie und Technik: Das Lexikon ist ausführlicher, dort sind auch durchwegs Einwohnerzahlen und Flächen erwähnt, die beim Handbuch fehlen. Die Literaturangaben schliesslich sind bei beiden Werken mangelhaft (im Handbuch beispielsweise fehlt für Andelfingen das Standardwerk von H. Stauber). Die umfassendsten Angaben zur Bausubstanz und zur Kunst bieten im übrigen nach wie vor der von Hans Jenny begründete dreibändige «Kunstführer durch die Schweiz» (Bern 1976 und 1982) sowie die seit 1926 bis heute erschienenen Bände «Kunstdenkmäler der Schweiz».

Zusammenfassend ergibt sich folgende Beurteilung: Das Handbuch bietet dem Fachhistoriker, Heimatforscher und dem Laien zuverlässige erste Informationen. Dank des handlichen Formats eignet es sich als unentbehrlicher Begleiter auf Reisen.

Franz Lamprecht (Eglisau)

ANDREAS INEICHEN
INNOVATIVE BAUERN
EINHEGUNGEN, BEWÄSSERUNG UND WALDTEILUNGEN IM KANTON LUZERN IM 16. UND 17. JAHRHUNDERT

LUZERNER HISTORISCHE VERÖFFENTLICHUNGEN 30, LUZERN 1996, 283 S., 22 TAB., 3 KARTEN, FR. 58.–

Die Landwirtschaft der Frühen Neuzeit gilt – wenn auch mit unterschiedlichen Gewichtungen – gemeinhin als statisch und wenig erneuerungsfreudig. Eingebettet zwischen der dynamischen Phase der spätmittelalterlichen Strukturverfestigung (Verdorfung bzw. gemeinschaftliche Landnutzung mit Flurzwang) einerseits und jener der landwirtschaftlichen Revolution des 19. Jahrhunderts (ökonomische Patrioten) andererseits wird sie häufig als Periode der agrarwirtschaftlichen Stagnation verstanden.

Dass solche Vorstellungen und Periodisierungen zu schematisch sind und einer differenzierten Beurteilung der agrarhistorischen Dynamik des 16. und 17. Jahrhunderts im Wege stehen, ist durchaus bekannt. Wie aber das Bild im einzelnen zu korrigieren, wie agrarwirtschaftlicher Wandel in der Frühen Neuzeit konkret ausgesehen haben mag, können nur eingehendere Analysen klären. Mit seiner bei Rudolf Braun (Zürich) eingereichten Dissertation legt Andreas Ineichen eine Studie zur frühneuzeitlichen Landwirtschaft des schweizerischen Mittellandes vor, die diese Lücke zu verkleinern sich vorgenommen hat.

Gleich zu Beginn macht Ineichen klar, dass die Veränderungen in der Landwirtschaft im Kanton Luzern keine singulären Phänomene darstellen, sondern vor einem europäischen Horizont zu sehen sind (Kapitel 2). Seine Ausführungen zu den Einhegungsbewegungen speziell im frühneuzeitlichen England sind dabei weniger als bereits gute Tradition gewordene

Referenz gegenüber den Pionieren agrarhistorischer Forschung zu verstehen. Vielmehr helfen sie, die am kleinräumigen Beispiel gewonnenen Ergebnisse in die neueren Forschungsresultate europäischen Zuschnitts einzubetten.

Die regionalgeschichtliche Analyse gliedert sich in zwei Teile. Kapitel 3–6 thematisieren vier zentrale Aspekte agrarwirtschaftlichen Wandels, nämlich Zelgeneinhegung, Allmendeinhegung, Waldteilung und Bewässerung. Kapitel 7 und 8 fragen den treibenden Kräften und dem politisch-sozialen Rahmen der festgestellten Veränderungen nach. Die Resultate werden sodann in einem neunten Kapitel mit den viel bekannteren Umstrukturierungen am Ende 18. Jahrhunderts verglichen. Zudem präsentiert der Autor in einem umfangreichen Anhang regestenartig die einschlägigen Quellenstellen nach Ämtern und Ortschaften geordnet; zusammen mit dem Orts-, Personen- und Sachregister eine kaum zu überschätzende Hilfestellung für weitere regional-, sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Arbeiten.

Zu den landwirtschaftlichen Innovationen im einzelnen: *Zelgeneinhegungen*, insbesondere kollektive, sind im Untersuchungsraum vor allem an der Schwelle zum 17. Jahrhundert und in der mittleren und nördlichen Zone des Kantons Luzern festzustellen. Obwohl darin eine stärkere Ausrichtung der landwirtschaftlichen Produktion auf die Graswirtschaft zu sehen ist, stellen sie keine grundlegende Änderung der Produktion dar. Dennoch ermöglichen sie den einzelnen Agrarproduzenten eine individuellere und daher auch bessere Nutzung des Landes: Das Land, so wird in einer Urkunde aus dem Jahr 1586 von Ottenhusen in selten deutlicher Sprache begründet, konnte verbessert, die Düngereinbringung durch vergrösserten Viehbestand erhöht und die Zäunarbeit dank Begradigung der Zelgen verringert werden (47–48). Diese Intensivierung, zu der auch geringere Pflügarbeit zu zählen ist, ermöglichte, den Arbeitseinsatz auf bisher extensiv bewirtschafteten Grünflächen und auf Ödland zu steigern. Letztlich diente die Zelgeneinhegung also der Produktionssteigerung (56).

Ebenfalls als Möglichkeit zur Landgewinnung bzw. zur Steigerung der Bewirtschaftungsintensität haben die *Einhegungen im Allmendbereich* zu gelten. Der damit intensivierte Allmendackerbau lag durchaus im Interesse der dörflichen Nutzungsgemeinschaften, da hierdurch der durch das Bevölkerungswachstum enger werdende Nahrungsspielraum erweitert werden konnte. In einzelnen Fällen wie beispielsweise im Wiggertal wurde Allmendland in grossem Stil für die Nutzung durch dörfliche Unterschichten, das heisst durch Tauner, ausgeschieden. Hieraus konnten bisweilen auch eigentliche Taunerdörfchen entstehen. Die Einhegung von Allmendland führt zudem dazu, dass ein agrarrechtlicher Landtyp entsteht, der weder als rein kollektiv noch rein individuell zu bezeichnen ist.

Die vor allem im 16. Jahrhundert stattfindenden *Waldteilungen* sind mit wenigen Ausnahmen nur im östlichen Kantonsteil (Landvogtei Rothenburg) nachweisbar, in einem Gebiet mit starker Streusiedlung und vielen Einzelhöfen. Zu Recht weist Ineichen darauf hin, dass Waldteilungen nur in beschränktem Sinn als Einhegungen verstanden werden können, da hier Nutzungsrechte nur unvollständig in Individualnutzung ausgesondert wurden. In erster Linie beziehen sich die meisten Waldteilungen auf den Holzhau (mit Auflagen zum Beispiel bezüglich des Verkaufs oder der verbotenen Rodung), währenddem der Weidezugang weiterhin kollektiv geregelt blieb. Dennoch waren Waldteilungen wesentliche Schritte auf dem Weg zur (vollständigen) Individuali-

sierung von landwirtschaftlichen Produktionseinheiten (93–95).

Im Abschnitt über Bedeutung und Entwicklung der *Acker- und Wiesenbewässerung* (Kapitel 6) verknüpft Ineichen die festgestellten Einhegungen des ausgehenden 16. Jahrhunderts mit Veränderungen in der landwirtschaftlichen Produktionspraxis. Am Beispiel des unteren Wiggertals zeichnet er nach, dass die Bewässerung von Äckern und Wiesen ein Umstellen auf Wechselwirtschaft darstellt. Dadurch wurde aber weder der Getreidebau noch die Weidefläche auf Kosten des (Winter-)Futterbaus reduziert. Vielmehr ermöglichten die komplexen Nährstoffflüsse (Einbringung von Düngestoffen durch Bewässerung) und die Umlagerung der Arbeitskapazitäten (Konzentration der Arbeit für Getreidebau statt Pflug- und Düngetätigkeit) eine Steigerung sowohl der Getreideproduktion als auch der Winterfuttergewinnung, ohne dass die Sommerweide dadurch tangiert wurde (112).

Alles in allem stellt Ineichen fest, dass die Veränderungen in der landwirtschaftlichen Struktur und Produktion bereits vor dem 18. Jahrhundert, in das die agrarwirtschaftliche Revolution vor allem der Ökonomischen Patrioten gemeinhin datiert wird, eine Produktivitätssteigerung bewirkt haben.

Eine Darstellung der strukturellen Veränderungen in der landwirtschaftlichen Produktion wäre unvollständig, wenn sie nicht auch nach den *ökonomischen und sozialen Kräften* fragen würde, welche die Innovationen antrieben oder bremsten. Diesen Rahmenbedingungen widmet Ineichen die Kapitel 7 und 8. Durch umsichtiges Abtasten zahlreicher Themenbereiche gelingt es ihm, die Komplexität der verschiedensten Wirkkräfte herauszustreichen. So begnügt er sich nicht damit, die wachsende Bevölkerung oder Veränderungen des Klimas als Gründe anzuführen, sondern diskutiert mehrere Faktoren differenziert in ihren wenig eindeutigen Einflüssen auf die landwirtschaftlichen Umstrukturierungen. Ebensowenig gibt Ineichen monokausale Erklärungen für die Interessenlagen der beteiligten sozialen Gruppen (Grund- und Zehntherren, landesherrliche Obrigkeit, dörfliche Unterschichten, Vollbauern) oder für ihr Verhalten gegenüber den einzelnen agrarwirtschaftlichen Innovationen.

Das mit präzisem Sinn für die Komplexität sozioökonomischer Prozesse verfasste Buch erschliesst der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte wichtige Aspekte des frühneuzeitlichen (agrar-)gesellschaftlichen Wandels. In beispielhafter Konkretisierung werden landwirtschaftliche, landschaftliche, soziale und wirtschaftliche Veränderungen in ihrer Interdependenz aufgezeigt. Damit thematisiert Ineichen Erklärungszusammenhänge, die in dieser präzisen und differenziert abwägenden Art in der neueren schweizerischen Frühneuzeitforschung selten sind und von denen aus sich weitere Erkenntnisse gerade auch im überregionalen Vergleich gewinnen lassen.

Thomas Hildbrand (Zürich)

CHRISTIAN PFISTER
IM STROM DER MODERNISIERUNG
BEVÖLKERUNG, WIRTSCHAFT UND UMWELT IM KANTON BERN, 1700–1914 (GESCHICHTE DES KANTONS BERN SEIT 1798, BD. 4),
HAUPT, BERN 1995, 453 S., 35 ABB., FR. 68.–

«Die am Beispiel des Kantons Bern gewonnenen bevölkerungsgeschichtlichen Ergebnisse geben Anlass, die Bedeutung der ökonomischen Bedingungen für das Wachstum traditionaler Bevölkerungen

und den Stellenwert von bevölkerungspolitischen Massnahmen für die Sattelzeit von 1750 bis 1850 neu zu überdenken. Deutlich geworden ist zunächst, dass im Kanton Bern Fruchtbarkeit und Sterblichkeit nicht im Sinne einer Wechselwirkung mit den ökonomischen Bedingungen verknüpft waren. Wohl waren sie von grosser Bedeutung für die Ausgestaltung der ökonomischen und sozialen Beziehungen, aber diese wirkten ihrerseits kaum auf das natürliche Bevölkerungswachstum zurück. Strukturelle Faktoren wie die Unterschiede in der Landnutzung, das Fehlen bzw. Vorhandensein von protoindustriellen Erwerbsmöglichkeiten, eine kleinbäuerliche, grossbäuerliche oder egalitäre Sozialstruktur, ein tragfähiges oder schwaches soziales Sicherungsnetz, die in der Literatur als demografisch bedeutsam hervorgehoben werden, waren im Kanton Bern – von Sonderfällen wie den Bezirken Schwarzenburg oder Saanen abgesehen – in dieser Hinsicht von untergeordneter Bedeutung.»

Dies ist eine der Einsichten, zu denen Christian Pfister in seinem neuen Buch über die Bevölkerungs-, Wirtschafts- und Umweltgeschichte des Kantons Bern im Zeitraum von 1700 bis 1914 gelangt. Erschienen als vierter Band der Geschichte des Kantons Bern seit dem Untergang des Ancien régime – die anderen Bände von Beat Junker konzentrieren sich auf die politische Geschichte –, gibt es eine Zusammenfassung der Studien, welche der Autor und seine Mitarbeiter seit 1984 an einer Forschungsstelle des Historischen Instituts in Bern unternommen haben. Damals begann Pfister mit der elektronisch gestützten Erfassung demografischer Daten für das Kantonsgebiet. Seither hat sich diese Datenbank, die heute unter dem Namen BERNHIST bekannt ist, stark entwickelt, einerseits durch den Einbezug vieler weiterer Quellenbestände, andererseits durch technische Reorganisation. Eine Konstante des Unternehmens blieb der regionalgeschichtliche Bezug: Das grosse und vielfältige Kantonsgebiet wird auch im vorliegenden Buch immer auf verschiedenen Ebenen der Raumaggregation betrachtet. Damit unterscheidet es sich sowohl von gängigen Kantonsgeschichten, die in erster Linie ihr Gesamtterritorium im Auge behalten, wie auch von Regionalgeschichten, die in der Regel eine, selten zwei oder drei Gebiete betrachten. Hier handelt es sich um eine multiregionale Untersuchung innerhalb kantonaler Grenzen, aber auch mit vielen nationalen und internationalen Ausblikken.

Nach der Präsentation der Fragestellungen und des Datenmaterials (Kapitel 1 und 2) befasst sich das Buch ausführlich mit der Bevölkerung, der Landwirtschaft und den gewerblich-industriellen sowie tertiären Wirtschaftssektoren (Kapitel 3 bis 5). Kürzer sind die Kapitel über die soziale Ungleichheit in ihrer raumzeitlichen Ausprägung und über die Umweltgeschichte, die sich in erster Linie auf die Waldproblematik bezieht (Kapitel 6 und 7). Zur Strukturierung der Synthese wird das zyklische Verlaufsmodell von Volker Bornschier zugrunde gelegt, welches von typischen Karriere- und Verfallsmustern gesellschaftlicher Leitbilder und Ordnungen ausgeht (Kapitel 8). In den meisten Teilen gelingt es dem Autor, neue Ergebnisse einzubringen und interessante Fragen aufzuwerfen. Im Bevölkerungskapitel wird, wie im Zitat angedeutet, der Einfluss der ökonomischen auf die demografische Geschichte relativiert und damit malthusianischen Erwartungen widersprochen. Das Landwirtschaftskapitel zeigt, dass die Agrarmodernisierung eine Dynamik entfaltete, welche von der traditionellen Wirtschaftsgeschichte klar unterschätzt wurde. Das agrarische Wachstum leistete auch einen wichtigen Beitrag zur

im folgenden dargestellten gewerblichen Entwicklung. Bei der im späten 19. Jahrhundert richtig einsetzenden Industrialisierung schliesslich kam einheimischen Rohstoffen grosse Bedeutung zu, was schlecht zum überlieferten Bild des schweizerischen Rohstoffhandicaps passt – das sind nur einige Beispiele aus einer facettenreichen Darstellung.

«Am Anfang standen nicht Problemstellungen aus der Literatur, sondern Daten in Form von Zeitreihen», schreibt der Autor zu seinem Vorgehen. Diese Erkenntnisproduktion entlang immer umfangreicherer, vor allem statistischer Quellenbestände ist dem Text auch noch am Schluss anzuspüren. Sie hat einerseits Vorteile, indem sie unerwartete Tatsachen zum Vorschein bringt, welche geeignet sind, auf Lücken oder Fehleinschätzungen der bestehenden Historiographie aufmerksam zu machen. Andererseits wird es unter solchen Bedingungen schwierig, einen kohärenten Diskurs herzustellen. Der Autor hat sich damit beholfen, neben dem empirischen Material auch theoretische Ansätze zu sammeln. In meinen Augen hat er sie in mehreren Fällen zu wenig genau auf ihren empirischen Bezug und auf ihre innere Kompatibilität geprüft. Ich denke, dass die Untersuchung durch Abstriche auf der Material- wie vor allem auf der Theorieseite an Präzision und Klarheit gewonnen hätte.

Jon Mathieu (Burgdorf)

CHARLES HEIMBERG
«L'ŒUVRE DES TRAVAILLEURS EUX-MÊMES?»
VALEURS ET ESPOIRS DANS LE MOUVEMENT OUVRIER GENEVOIS AU TOURNANT DU SIÈCLE (1885–1914)

ÉDITIONS SLATKINE, GENÈVE, 1996, 610 P., FR. 81.60

Forschungsperspektiven und -ziele von Heimbergs Dissertation kommen schon im Untertitel deutlich zum Ausdruck: «Wertvorstellungen und Zukunftserwartungen in der Genfer Arbeiterbewegung der Jahrhundertwende (1885–1914)». Es handelt sich in der Tat weniger um eine Politik- oder Organisationsgeschichte der Arbeiterbewegung, als um eine Sozial- und Alltagsgeschichte mit besonderer Berücksichtigung von Mentalität und Kultur. Beruhend auf diesem Ansatz kommt der Autor zu einer reichhaltigen und differenzierten Beschreibung der Genfer Arbeiterschaft. Diese wird aber nicht einfach isoliert behandelt, sondern in ihrem oft widersprüchlichen Verhältnis zur dominanten politischen Kultur analysiert. Es geht dabei insbesondere um die Interaktionen, Einflüsse und Abgrenzungen, die sich im Zusammenhang mit den philanthropischen, kulturellen und religiösen Aktionen des Bürgertums entwickeln. Hier, in dieser Aufarbeitung einer zentralen Linie der sozialen Differenzierung, liegt eine der Stärken von Heimbergs Arbeit.

Die Darstellung gliedert sich in fünf weder chronologisch noch thematisch ganz eindeutig definierte Teile. In einem ersten, «Terreau» (wörtlich Humus oder Mutterboden) betitelten Kapitel geht es um das politische und kulturelle Umfeld Genfs; hier findet sich unter anderem ein interessanter Abschnitt über die bürgerliche Philanthropie. Ausgehend von der Feststellung, dass die Arbeiterschaft in Genf in einer besonderen, zeitweise sehr

engen Beziehung zum Freisinn gestanden hatte, versucht Heimberg die vorherrschende Geschichte und Identität auszuloten; da aber der historische Horizont der Arbeiterschaft erst im dritten Teil zur Sprache kommt, bleibt der Abschnitt zu dieser Thematik im ersten Teil ein wenig im Leeren stehen.

Der zweite Teil, der Kultur und der Soziabilität der Arbeiterschaft gewidmet, beginnt mit dem – letztlich gescheiterten – Versuch der Gründung eines Volkshauses. Neben den verschiedenen kulturellen Tätigkeiten und Freizeitbeschäftigungen analysiert der Autor ebenfalls die Arbeiterbildung (zum Beispiel die Vortragsreihe von Georg Plechanow und Jean Sigg). Der dritte Teil, mit dem Titel «Identität», handelt vom 1. Mai, von den Liedern und Ritualen, den Totenehrungen und, hier nun auf das erste Kapitel zurückgreifend, vom Geschichtsverständnis der Arbeiter. Die Teile zwei und drei greifen stark ineinander über, so dass einerseits die Trennung in zwei Kapitel etwas künstlich, die Organisierung der einzelnen Themen hinwiederum nicht immer ganz kohärent erscheint.

Im vierten Teil finden wir die in die Arbeiterbewegung verwobene Biographie des Arztes Adrien Wyss (1856–1938). Als Mediziner, Philanthrop, Sozialist, Volkstribun und Anhänger der Genossenschaftsbewegung spielte Wyss eine ähnliche, wenn auch nicht so radikale Rolle wie Fritz Brupbacher in Zürich. In diesem Abschnitt kommt auch erneut die Geschichte des Volkshauses, diesmal der Gründungsversuch von Wyss im Jahre 1908, zur Sprache. Heimberg fragt sich am Schlusse dieser Biographie, inwiefern eine Person wie jene des Dr. Wyss sowohl die Widersprüchlichkeiten der politischen Kultur der Arbeiterschaft wie auch das Verhältnis des Arbeiterbewegung zur bürgerlichen Umwelt zu spiegeln vermag.

Unter dem Titel «Grosse Debatten» kehrt der Autor zu einigen Fragen zurück, welche die politische Öffentlichkeit Genfs beschäftigten: die Kampagne gegen die Bordelle, die Auseinandersetzungen um «cabarets» und die Blaue Fee (das heisst der Kampf gegen den Absinth), sowie die äusserst heftige Polemik um den Antimilitarismus. Der sechste Teil, «Privatheit», handelt unter anderem von der Stellung der Frauen, dem Neo-Malthusianismus und dem Einfluss des Psychiaters und Eugenikers August Forel auf die Arbeiterschaft. Der letzte, siebente Teil beinhaltet Fragen der Schule, der Erziehung und der Vorstellungen über die künftige Gesellschaft; ähnlich wie in Lausanne ist es auch in Genf kurz vor dem Ersten Weltkrieg zu einem alternativen Schulversuch gekommen.

Dieser Abriss des Inhaltes hat zweifellos die Reichhaltigkeit der angegangenen Themen dieser Arbeit klar zum Ausdruck gebracht. Die Vielseitigkeit und die zahlreichen Anlehnungen an geistes- und kulturgeschichtliche Ansätze haben aber offenbar auch den strukturellen Aufbau hie und da beeinträchtigt.

Wichtiger aber scheint mir ein methodologisches und erkenntnistheoretisches Problem, das implizit und vielleicht unbewusst in dieser Arbeit zum tragen kommt. Es geht um den historischen Stellenwert des Begriffs «Arbeiterbewegung». Gewiss bringt eine auf Kultur und Soziabilität aufgebaute Geschichte der Arbeiterbewegung zahlreiche Aspekte zutage, die im traditionellen, auf Arbeit und Organisationenwesen aufgebauten Ansatz zu kurz kommen. Wir finden uns aber gleichzeitig vor einer Arbeiterschaft, deren Struktur und historische Rolle in der Vielseitigkeit der kulturellen und sozialen Strömungen zu verschwinden droht. Oder, um es ein wenig klischeehaft zu sagen: wird hier nicht die Arbeiterschaft als soziale und historische, auf die

kapitalistische Funktion von Arbeit bezogene Klasse ausgeblendet?

Hans-Ulrich Jost (Lausanne)

ELISABETH JORIS, ADRIAN KNÖPFLI **EINE FRAU PRÄGT EINE FIRMA** ZUR GESCHICHTE VON FIRMA UND FAMILIE FELLER

CHRONOS, ZÜRICH 1996, CIRCA 240 ABB., 159 S., FR. 48.–

Festschriften und sonstige, im Auftrag von Firmen erstellte historische Publikationen zählen gewöhnlich nicht eben zur Sparte besonders spannender Bücher. In diesem Fall liegt das anders. Allerdings fällt auch die Auftragslage aus dem Rahmen, war doch die 1909 gegründete Elektrofirma Feller, deren formschöne Lichtschalter mehr als die halbe Schweiz ins Licht setzen, Anfang 90er Jahre aus Familienbesitz in die Hände eines französischen Grosskonzerns übergegangen. Damit war bei der letzten Generation historisch interessierter Erbinnen die nötige Distanz gegenüber dem familiären Lebenswerk entstanden, welche die Voraussetzung schuf, eine von den üblichen Glanzpapierproduktionen abweichende Firmengeschichte in Auftrag zu geben – und nach der Fertigstellung auch auszuhalten.

Für die Qualität bürgen in dem speziellen Fall auch die Autorin und der Autor, die gemeinsam für den ganzen Text zeichnen, mit ihren besonderen Interessen und Vorkenntnissen aber deutlich erkennbar bleiben: Adrian Knöpfli mit seiner aus Wirtschaftsgeschichte und Wirtschaftsjournalismus stammenden Vertrautheit mit Familienfirmen, Finanzierungs- und Organisationsproblemen sowie den Fragen eines hochgeschützten, kartellisierten Inlandmarktes, der in diesem Fall entscheidend wichtig war; Elisabeth Joris mit ihren Kenntnissen der Sozial- und Geschlechtergeschichte, was ihr eine präzise, auf psychologische Spekulation verzichtende Annäherung an die ungewöhnliche Gestalt der Unternehmerin Elisabeth Feller erlaubt. Die Belegschaft der Firma, Fragen der Rationalisierung und der betrieblichen Organisation (an deren mangelhafter Bewältigung der Familienbetrieb schliesslich scheiterte), Produktgestaltung und Absatzstrategien kommen indes ebenfalls zur Sprache. Für ein breites Publikum geschrieben, ganz ohne Anmerkungen (was man gelegentlich bedauert), dabei äusserst gehaltvoll und differenziert in der Darstellung, spiegelt sich im Entwicklungsgang der Firma zweifellos ein weit über den Einzelfall hinausgehendes, industrielles Schicksal in einer besonders dynamischen, mit der Elektrifizierung der Haushalte eng verbundenen Branche: von den Anfängen über den Boom der Nachkriegsperiode bis zu den einschneidenden Rationalisierungsfolgen der 70er und 80er Jahre (mit massivem Personalabbau) und dem schliesslich dennoch nicht zu verhindernden Aufgehen der mittelgrossen Familienfirma im internationalen Grosskonzern. Dabei werden eine Unzahl wichtiger Fragen von Industrie- und Gesellschaftsgeschichte beiläufig angeschnitten und immer wieder auf den grösseren Zusammenhang bezogen.

Bedauern mag man allenfalls, dass zum Schluss die vielen Fäden nicht noch einmal zusammengezogen werden, um zu diskutieren, in welcher Weise sich hier nun auch sehr typische Abläufe spiegeln. Dabei herrscht kein Zweifel, dass es sich zugleich um eine ungewöhnliche Firma handelt, schon wegen der Chefin, die im jugendlichen Alter von 21 Jahren 1931 nach dem frühen Tod des Vaters und Firmengründers die Leitung übernahm, sekundiert von der jahrzehntelang im Hintergrund mitwirkenden Mutter. Die Möglichkeiten – und auch die Grenzen – der bürgerlichen Unternehmerin mit un-

konventionellen Zügen treten prägnant hervor. Aus ihren christlich geprägten sozialen, kulturellen und entwicklungspolitischen Interessen ging ein selbst geschaffenes Beziehungsnetz hervor, das in keiner Weise auf die traditionsgegebenen Muster der männlichen Einflusskumulierung in Politik und Wirtschaft bauen konnte. In der eigenen Firma freilich fand die Frauenförderung kaum statt, beschränkte sich aufs Soziale: eine christlich gefärbte, «maternalistische» Haltung betrieblicher Sozialpolitik und integrativer Techniken zur Stärkung der «Betriebsgemeinschaft». Immerhin stand dahinter ein gründlich anderer Schlag von Unternehmertum als die skrupellosen Profiteure, die seither allerorten in den Vordergrund drängen.

Die überaus schöne grafische Gestaltung, die aus einem reichen Fundus hervorragender Fotografien schöpfen kann, lädt zum Blättern nicht weniger als zur aufmerksamen Lektüre ein.

Mario König (Basel)

PIERRE-YVES CHÂTELAIN
HISTOIRE ET IDÉOLOGIE
L'ENSEIGNEMENT DE L'HISTOIRE SUISSE DANS L'ÉCOLE PRIMAIRE NEUCHÂTELOISE (1850–1940)

CAHIERS DE L'INSTITUT D'HISTOIRE, NO. 3, UNIVERSITÉ DE NEUCHÂTEL, 1995, 130 P.

Au lendemain de la Révolution neuchâteloise de 1848, les radicaux à la tête du nouvel État républicain ont forgé leur pouvoir entre le désir de changement et d'adaptation aux idées contemporaines et la pesanteur des héritages de l'Ancien Régime.

Cette rupture historique, Pierre-Yves Châtelain a choisi de l'analyser au travers de l'enseignement de l'histoire. Il a posé l'hypothèse dans son mémoire de licence (publié dans les Cahiers de l'Institut d'histoire de l'Université de Neuchâtel), que les hommes du nouveau pouvoir ont façonné les traits de l'identité collective en triant et en organisant le passé, dans le but de rendre habitable le présent et envisageable l'avenir de la République neuchâteloise au sein de la Confédération suisse. De l'amalgame indifférencié des faits du passé helvétique, ils ont fait une matière enseignable en vue d'étendre, à l'ensemble de la Suisse, un patriotisme réservé jusqu'alors au cadre restreint de la petite patrie neuchâteloise.

L'auteur déploie sa recherche entre deux dates: celle de 1850 qui «fonde le pouvoir scolaire républicain» et celle de 1904 qui «correspond à l'introduction d'un nouveau manuel d'histoire à vocation romande» (p.11). Ces frontières temporelles sont moins intéressantes en elles-mêmes que pour la période historique qu'elles dessinent. En effet, ancrer une interrogation sur l'enseignement de l'histoire dans la seconde moitié du XIXe siècle, c'est faire ressortir le paradoxe d'un enseignement qui doit répondre à la fois à des objectifs sociaux et aux acquis scientifiques d'objectivité de l'école méthodique. Le passé national, jugé à l'aune des nouvelles méthodes historiographiques, est débarrassé de sa gangue légendaire et de ses héros mythiques. Par la multiplicité et la richesse des sources consultées aux Archives de l'Instruction publique du canton de Neuchâtel, Pierre-Yves Châtelain a réussi à rendre audible le rythme de ces transformations: un lent processus de remplacement des légendes, interrompu par de brusques élans patriotiques. Il mentionne, par exemple, que lors de la Conférence générale des instituteurs de 1890, «les rapporteurs insistent sur le fait que l'histoire est la branche la plus indiquée pour développer les sentiments patriotiques et qu'elle ne saurait être enseignée trop tôt» (p. 64).

Loin de se limiter à un canton, la recherche nous emmène dans ses trois premières parties en Suisse, en France et en Allemagne. Elle pose, en se référant à des sources de seconde main, le contexte pédagogique et historiographique de la seconde moitié du XIXe siècle, permettant ainsi de circonscrire l'horizon dans lequel se dessinera l'enseignement de l'histoire à Neuchâtel. Un tel détour est indispensable à l'auteur pour esquisser les spécificités de sa recherche cantonale.

La quatrième partie, consacrée à l'histoire des programmes de l'école primaire, montre que l'enseignement de l'histoire ne se déploie jamais dans l'immobilisme d'un programme et dans la stabilité d'une méthodologie. L'auteur ne nous épargne pas les hésitations des concepteurs des programmes d'histoire et les différentes phases des aménagements. Ce travail de détail laisse apparaître les questions que l'histoire a dû résoudre pour se constituer en discipline scolaire, de l'abandon progressif de l'histoire religieuse à la connivence épistémologique – mais jamais arrêtée – avec l'instruction civique.

La partie la plus importante du travail est constituée d'un répertoire et d'une description des manuels scolaires utilisés durant cette période. Une analyse sérielle permet d'établir, sur une durée relativement longue, l'apparition et l'évolution d'un thème ou d'une méthode pédagogique. Ce parcours, richement illustré, au long duquel nous croisons les manuels de Henri Zschokke, d'Alexandre Daguet, Henri Helzingre et de William Rosier entre autres, établit que le choix des modifications, de l'abandon et du remplacement d'un manuel, ne repose quasiment jamais sur des questions de fond et d'idéologie: «par delà leurs différences, la vision globale que tous les manuels en vigueur dans le régime républicain proposent aux enfants est celle d'un consensus». (101) Le débat historiographique est absent au profit d'une utilisation consensuelle de l'histoire scolaire. Les manuels sont une provision de connaissances qui doivent renforcer les grands paradigmes du régime républicain: la concorde nationale et les progrès technologiques.

Au cours de la recherche, l'hypothèse théorique de départ qui présupposait les modulations d'un changement dans l'enseignement de l'histoire après 1848, s'est fissurée contre l'immobilisme du consensus historiographique. Dans la dernière partie de sa recherche, l'auteur conclut que l'histoire n'est pas le moule unique dans lequel on coule et on façonne les enfants républicains. C'est que, comme le signifie son analyse, «la diffusion du message nouveau incombe à l'École tout entière. Toute l'institution scolaire doit travailler à expliquer à l'enfant la légitimité de la société dans laquelle il vit. L'histoire n'est qu'une branche annexe, tout comme l'instruction civique, dans cet effort pour inculquer et développer dans l'enfant ce sentiment sans lequel le pays ne peut vivre sans risque de dissolution: le patriotisme.» (113)

Laure Neuenschwander (Lausanne)

MICHELA TRISCONI
GIUSEPPE MOTTA E I SUOI CORRISPONDENTI (1915–1939)
STUDIO DI UNA RETE D'INFLUENZE
ARMANDO DADÒ EDITORE, LOCARNO 1996, 194 P.

La première biographie consacrée à Giuseppe Motta, celle de Jean-Rodolphe de Salis, avait paru en 1941, une année après la mort du magistrat tessinois. Dans les années 80 plusieurs recherches ont été publiées, centrées surtout sur l'attitude de Motta face à l'Italie fasciste. La publication des *Documents Diplomatiques Suisses*, entreprise à la même époque, a mis à la disposition du lecteur intéressé

une abondante documentation sur la politique étrangère menée par le conseiller fédéral tessinois.

Dans son mémoire de licence présenté à l'Université de Fribourg, Michela Trisconi n'a pas cherché à écrire une nouvelle biographie de Motta, mais plutôt à étudier les réseaux de ses correspondants pour tenter d'en évaluer l'influence réciproque. Après avoir dépouillé les 30 volumes de copies de lettres écrites par le Tessinois entre 1918 et 1939 et déposées aux Archives fédérales, elle en a sélectionné 800, dont la moitié adressée à des personnalités tessinoises, 40% à des interlocuteurs suisses et le reste à des correspondants étrangers. La consultation des archives du Diocèse de Lugano et de celles du Vatican a ensuite permis à l'auteur de retrouver d'autres pièces de la correspondance. Le matériel ainsi constitué a été groupé et analysé suivant deux thématiques principales: la correspondance à caractère politique et les relations avec les milieux catholiques.

Les rapports entre le chef de la diplomatie helvétique et les politiciens de son canton étaient déjà en bonne partie connus, l'auteur de ce compte-rendu ayant lui-même exploité la correspondance de Motta pour la rédaction de sa thèse sur le Tessin pendant la période fasciste. Les lettres échangées entre Motta et son ami Cattori, principale figure du gouvernement tessinois, révèlent des tensions parfois très vives suscitées par les célèbres Revendications tessinoises ou par le problème de la liberté de la presse, que Cattori entendait garantir aussi aux exilés antifascistes italiens. De Berne, Motta parvint à influer sur les rédacteurs de quelques quotidiens tessinois, en leur demandant de présenter favorablement à leurs lecteurs les décisions du Conseil fédéral, ou en leur adressant des critiques pour des articles déjà publiés. Le chef du Département politique pouvait compter sur deux alliés influents au sein de la presse confédérée: Franz von Ernst du catholique *Vaterland* de Lucerne, et Pierre Grellet, correspondant à Berne de la *Gazette de Lausanne*.

La partie consacrée aux relations de Motta avec les milieux catholiques est à notre avis la plus intéressante du beau travail de M. Trisconi. On y découvre la part prise par le conseiller fédéral dans la solution de la grave crise du Diocèse de Lugano: après plusieurs interventions auprès du Saint-Siège, il parvint à obtenir le rappel de l'évêque Peri-Morosini, dont la moralité douteuse scandalisait l'opinion tessinoise. Un nouvel évêque fut désigné en 1916 en la personne d'Aurelio Bacciarini: avec lui, Motta entretint une correspondance abondante qui témoigne de sa considération pour les avis de son interlocuteur. De son côté, le conseiller fédéral obtint de Mgr. Bacciarini en 1920 une prise de position publique en faveur de l'adhésion de la Suisse à la Société des Nations (SdN). Dès son élection en 1915 à la présidence de la Confédération, Motta devint pour le Saint-Siège l'interlocuteur privilégié au sein du gouvernement suisse, dont il était le seul membre catholique. Le Vatican profita de cette occasion favorable pour envoyer à Berne un premier représentant officieux, Mgr. Marchetti, chargé d'une mission en faveur des prisonniers de guerre. Dès lors, le Tessinois œuvra au rétablissement des relations officielles avec le Saint-Siège, et sut habilement relier cette question à celle de l'adhésion de la Suisse à la SdN. Avec l'appui du nouveau représentant du Saint-Siège à Berne, Mgr. Luigi Maglione, il intervint auprès de l'influent chef du groupe conservateur-catholique aux Chambres, Heinrich Walther, pour le mettre en garde contre les effets désastreux d'un refus de l'électorat catholique. En mai 1920, les électeurs catholiques contribuèrent au succès du vote populaire

sur l'adhésion à la SdN, ce qui permit peu après le rétablissement des relations officielles avec le Vatican et la nomination de Maglione comme nonce à Berne. Motta établit avec ce dernier des relations personnelles particulièrement intenses, ce qui fait dire à M. Trisconi que le conseiller fédéral devint en quelque sorte le conseiller en politique étrangère du nonce. Sous l'influence de Maglione, et au nom de la défense du droit d'asile, Motta plaida avec succès auprès de ses collègues pour l'accueil en Suisse de l'ex-empereur Charles de Habsbourg. Il en prit aussi la défense lorsque celui-ci effectua, à l'insu du Conseil fédéral, un premier voyage en Hongrie pour tenter d'y rétablir la monarchie. Après la deuxième tentative de Charles, en octobre 1921, Motta comprit que la cause de l'ex-monarque était désormais indéfendable, d'autant plus qu'elle risquait de mettre en péril la paix confessionnelle dans le pays, et appuya la mesure d'expulsion décidée par ses collègues. L'élection du Fribourgeois Jean-Marie Musy au Conseil fédéral en 1919 avait renforcé en un premier temps la position de Motta au sein du gouvernement. La collaboration entre les deux allait cependant se révéler difficile, le Tessinois ne manquant pas de critiquer l'absence de loyauté du Fribourgeois envers ses collègues et son mépris du principe de la collégialité gouvernementale. Par ailleurs, M. Trisconi a raison de minimiser l'influence exercée sur Motta par un autre de ses correspondants, l'aristocrate fribourgeois Gonzague de Reynold.

Dans la partie finale de son travail, M. Trisconi relève l'existence d'un réseau de correspondants tessinois, particulièrement dense, qui remonte aux débuts du militantisme politique de Motta au sein du parti conservateur: ce réseau reste en place durant la période où celui-ci fait partie de l'exécutif fédéral. La fréquentation du Collège Saint-Michel à Fribourg avait également entraîné un certain nombre de relations durables entre Motta et des catholiques fribourgeois. Son appartenance au Conseil fédéral de 1912 à 1940 devait lui permettre de nouer de nouvelles relations avec des personnalités suisses et étrangères. La correspondance de Motta ne permet malheureusement pas de vérifier l'importance du réseau tissé avec les milieux de la SdN, puisque le chef du Département politique pouvait s'entretenir directement et verbalement avec les délégués étrangers lors de ses fréquents séjours à Genève.

Il est vrai, comme le rappelle M. Trisconi, que Motta subissait l'influence de l'opinion publique, ou tout au moins d'une partie de celle-ci, qui s'exprimait à travers la presse bourgeoise (qu'il suffise de rappeler l'effet profond produit sur le chef de la diplomatie helvétique par la réaction très vive de la presse romande – la *Gazette de Lausanne* en tête – en 1927, après la signature de l'accord de Berlin avec les Soviétiques, vu comme un premier pas vers la reconnaissance de l'URSS). L'emploi répété que l'auteur fait du concept de *forces profondes*, utilisé par l'historien des relations internationales Jean-Baptiste Duroselle pour désigner l'influence de l'action des masses sur le décideur politique, ne nous paraît en revanche pas très pertinent ici. D'autant moins que dans le cas de Motta, respectueux généralement de la règle de la collégialité, les décisions dont il assumait la responsabilité face au pays étaient l'émanation de la volonté collective du Conseil fédéral. Retenons en conclusion cette remarque de M. Trisconi, qui souligne le poids des valeurs religieuses et morales sur la façon d'agir et de penser du conseiller fédéral tessinois, un poids tempéré cependant par son respect de la raison d'État.

Mauro Cerutti (Renens)

FINANZPLATZ SCHWEIZ IN KRIEG UND NACHKRIEG

BEAT BALZLI
TREUHÄNDER DES REICHS
DIE SCHWEIZ UND DIE VERMÖGEN DER NAZIOPFER: EINE SPURENSUCHE
WERD, ZÜRICH 1997, 340 S., FR. 34.80

TOM BOWER
DAS GOLD DER JUDEN
DIE SCHWEIZ UND DIE VERSCHWUNDENEN NAZI-MILLIARDEN
BLESSING, MÜNCHEN 1997, 416 S., FR. 34.–

PETER HUG, MARC PERRENOUD
IN DER SCHWEIZ LIEGENDE VERMÖGENSWERTE VON NAZIOPFERN UND ENTSCHÄDIGUNGSABKOMMEN MIT OSTSTAATEN
BUNDESARCHIV DOSSIER 4, BERN 1997, 153 S., FR. 19.80

PETER FERDINAND KOCH
GEHEIM-DEPOT SCHWEIZ
WIE BANKEN AM HOLOCAUST VERDIENEN
MIT EINEM KAPITEL VON RICHARD CHAIM SCHNEIDER, LIST, MÜNCHEN 1997, 320 S., FR. 31.50

JEAN ZIEGLER
DIE SCHWEIZ, DAS GOLD UND DIE TOTEN
BERTELSMANN, MÜNCHEN 1997, 314 S., FR. 37.–

Nahezu zeitgleich erschienen im Frühjahr 1997 fünf Publikationen über Schweizer Finanzdienstleistungen im Zweiten Weltkrieg: die ersten neuen Bücher zum Thema, denen noch manche folgen dürften. Drei der vier stammen von Journalisten (Balzli, Bower, Koch), eines vom wildernden Soziologen (Ziegler), ein weiteres von zwei Historikern (Hug und Perrenoud), deren Arbeit sich von den anderen unterscheidet, indem sie nicht als publizistisches Privatunternehmen, sondern im Auftrag der im Herbst 1996 eilends kreierten bundesrätlichen *Task force* entstand. Was für Erträge haben diese ersten Annäherungen an eine vertrackt komplizierte Materie erbracht, welche neuen Materialien oder neue Fragen an schon Bekanntes? Die «Neuigkeit» steht in Journalismus und Publizistik, die unter den hier genannten Büchern das Feld dominieren, bekanntlich vorne an und besitzt einen zugespitzten Stellenwert: «neu» muss nicht das Einzelfaktum, neu muss die «Story» sein – oder doch zumindest scheinen; Eindeutigkeit ist gefragt, auch im moralischen Sinn, wo Wissenschaft Komplexität herstellen und Ambivalenz aushalten muss.

Bisher wenig oder gar nicht genutztes Material haben ausser Ziegler, der sich auf die bekannte Literatur stützt und auch die nur flüchtig und fehlerreich referiert, alle verwendet. Der ehemalige Spiegel-Redaktor Koch arbeitet vor allem mit deutschem Material. Balzli und Bower haben am breitesten gegraben: beide in der Schweiz und den USA; Balzli zudem in deutschen Archiven, Bower in England und Frankreich. Hug und Perrenoud beschränkten sich auf das schweizerische Bundesarchiv, brachten aber ausgedehnte Vorkenntnisse mit ein.

Balzlis Recherchen, die ausschnittsweise schon in der «Sonntagszeitung» erschienen, beleuchten sehr konkret und nah am einzelnen Vorgang Aspekte der deutsch-schweizerischen Wirtschaftsbeziehungen, denen auch die eingesetzte «Historikerkommission» grösste Aufmerksamkeit wird widmen müssen. Seine nüchterne, Übertreibungen meidende, offene Fragen zulassende Arbeit wirkt in hohem Mass glaubwürdig; bedauerlich nur, dass er seine Quellen zwar pauschal am Schluss, nicht aber im Einzelfall anführt. Einwände könnten sich gegen das additive Verfahren der Einzelfallrecher-

che mit Froschperspektive richten; wie repräsentativ dies alles ist, bleibt eben noch zu klären. Als Nachtrag zum Buch folgte am 11. 5. 1997 in der *Sonntagszeitung* die Nachricht, dass die SS bei der Kreditanstalt ein Konto unterhielt und noch im Februar 1945 mit Kredit bedient wurde: eine Information von grosser Bedeutung, da sie eine direkte Zusammenarbeit mit der kriminellen Zentrale des Naziregimes belegt, was in den schweizerischen Medien bezeichnenderweise nahezu ignoriert wurde. Am spannendsten scheint mir Balzli jeweils dort, wo er in die Schattenzone der Illegalität vordringt, so beim Handel mit geraubtem Schmuck, bei der Aushändigung von Lebensversicherungen an die Nazis, bei einzelnen deutschen Tarnfirmenoperationen in der Schweiz, namentlich aber bei dem bisher noch nie beleuchteten, in grösstem Massstab betriebenen Handel schweizerischer Banken mit geraubten Wertpapieren aus meist jüdischem Besitz: nach meiner Ansicht ein Schlüsselvorgang, auch was die verfehlte juristische Aufarbeitung nach dem Krieg betrifft. Hier finden sich die Ingredienzen eines handfesten Skandals, der allerdings dank willfähriger Behörden und einem bankenhörigen Bundesrichter erfolgreich unter den Teppich gekehrt wurde. Schon die Drohung der rechtlichen Klärung aber, so mein Eindruck aus eigenen Recherchen, erweckte bei den Banken derartige Widerstände, dass darüber auch die Möglichkeit einer rechtlich korrekten Behandlung der «nachrichtenlosen Vermögen» auf der Strecke blieb. Die durch Bundesratsbeschluss vom Dezember 1945 für zwei Jahre verhängte Pflicht, auch «gutgläubig» erworbenes Raubgut an die ursprünglichen Eigentümer zurückzuerstatten, galt den Banken schlicht als empörender Rechtsbruch.

Der bundesrätliche Auftrag an Peter Hug und Marc Perrenoud bezog sich auf die Entschädigungsabkommen mit osteuropäischen Staaten nach dem Krieg, in deren Rahmen zurückgebliebene Vermögen von Holocaust-Opfern von schweizerischer Seite als Lockvogel eingesetzt wurden, um möglichst vorteilhafte Entschädigungen für nationalisierten Schweizer Besitz in Osteuropa auszuhandeln. Es erhöht den Wert der Arbeit, dass die Verfasser ihr Mandat weiter interpretierten und im ersten Teil, vor den sehr detaillierten Untersuchungen zu den Ostabkommen, die bisher präziseste Übersicht zur Problematik der «nachrichtenlosen Vermögen» anfertigten, die einerseits die rechtliche Lage und gesetzliche Behandlung skizziert, anderseits in konkreten Fallbeispielen zeigt, wie der faktische Umgang aussah: schon die rasche, vorerst vollständig auf allgemein zugängliche Akten des Bundesarchivs gestützte Durchsicht zeigt anschaulich, wie diese Vermögen «nachrichtenlos» gemacht wurden, indem die schweizerische Seite auf unterschiedlichsten Wegen die durchaus mögliche Suche nach vorhandenen Erben hintertrieb. Die Studie wirft stellenweise scharfes Licht in eine rechtsfreie Zone, wo Verwaltungswillkür und Rechtsbeugung den Gang der Dinge bestimmten. Die Quittung der wenig erfreuten Auftraggeber folgte auf dem Fuss, indem von Behördenseite die Fama ausgestreut wurde, die Autoren hätten leichtfertig und unberechtigt Kritik an alt Bundesrat Furgler geübt: eine Unwahrheit, die grosse Teile der Presse prompt und unüberprüft weitertrugen. Von den lästigen Ergebnissen der Studie war dann kaum mehr die Rede. Der Umstand, dass die in nur acht Wochen erstellte, sich streckenweise in den Details verlierende Arbeit keine leichte Lektüre darstellt, erleichterte die Abqualifizierung; für eine leserfreundlichere Aufbereitung fehlte schlicht die Zeit.

Um Spannung bemühen sich demgegenüber die journalistischen Berichte,

was ihrer Lesbarkeit zustatten kommt. Wo Balzli dem Typus der locker aneinander gefügten Einzelfallreportagen folgt, strebt Tom Bower nach der breit angelegten «Erzählung», welche die weitgespannten politisch-diplomatischen Abläufe ordnet, indem der Kampf jüdischer Organisationen und engagierter Einzelkämpfer aus dem US-Schatzministerium von Henry Morgenthau gegen renitente Schweizer verfolgt wird – bis zum späten und unerwarteten Triumph der Gegenwart. Das ist ein legitimes Verfahren; Probleme entstehen bei Bower, für den ich persönlich Archivmaterial aus der Schweiz recherchiert habe, auf einer anderen Ebene, da er seiner Erzählung das Konstrukt einer «Schweizer Verschwörung» zwischen Banken und Staat zugrunde legt. Darüber gehen die durchaus vorhandenen Ansätze zur differenzierteren Betrachtung von Motiven, Personen und Interessenlagen sowie zur Berücksichtigung der Veränderungen im Zeitverlauf, namentlich mit dem Aufzug des Kalten Kriegs, immer wieder zu Schanden. Zitiert wird im allgemeinen korrekt; selten einmal erscheint als Zitat, wo tatsächlich nur paraphrasiert wird. Die Beigaben, Deutungen und Wertungen des Autors im Dienst der Grundhypothese – «Verschwörung» – schaden jedoch seiner Argumentation. Wo Balzli ein diffuses, dem Prinzip Eigennutz folgendes Interessengeflecht skizziert, entwirft Bower der Dramatik des Drehbuchs zuliebe ein Mass an Planung, verschwörerischer Zielstrebigkeit und schweizerischer Nazisympathien, die er konkret kaum belegen kann. Stossend sind Passagen, in denen zum Zweck der Dramatisierung und Emotionalisierung das Belegbare mit Erfindungen angereichert wird, die selbstgewiss als Fakt ausgegeben werden. So in der Frage der nicht gezahlten Zinsen auf den Sparguthaben von Ausländern, was mit der jüdischen oder nichtjüdischen Herkunft der Anleger nichts zu tun hatte, während Bower behauptet, die Banken hätten gezielt die Zinsen jüdischer Sparer einbehalten (217); oder im Fall des schweizerischen Botschafters in Berlin, Hans Frölicher, dem mit Hilfe abstruser Behauptungen eine zentrale Rolle im Schutz deutscher und der Diskriminierung jüdischer Vermögen unterstellt wird.

Bei aller, angesichts solcher Verzeichnungen sich einstellenden, Skepsis sollte man indes nicht übersehen, dass dem Buch aufschlussreiche Materialien zugrunde liegen. Verblüffend, wie entsetzt die Engländer 1947 auf eine mögliche Lüftung des schweizerischen Bankgeheimnisses reagierten. (106) Erhellend wenn ein Beamter des britischen Aussenministeriums bezüglich der widersprüchlichen Aktivitäten der US-Aussenpolitik konstatiert: «Die Amerikaner haben eine Art, sich Besitz und den gesetzlichen Rahmen für ihre Taten zu verschaffen, die sie bei anderen als vollkommen illegal und unmoralisch betrachten würden.» (143) Soviel wird bei Bower klar: die moralische Blindheit gegenüber dem Holocaust, die kurzfristig am eigenen Vorteil orientierte Politik waren keine Spezialität der politischen und wirtschaftlichen Eliten der Schweiz. Klar ist auch, dass der Autor mit seiner Tonlage einen schweizerischen Zentralnerv getroffen hat, wurde doch sein Buch kaum ernsthaft diskutiert bzw. mit läppischer Kritik abgetan. Er habe «auf Archivarbeiten weitgehend verzichtet» und vor allem mit Interviews gearbeitet, wusste die *Neue Zürcher Zeitung* zu melden (NZZ, 21. 4. 1997).

Die Arbeit mit zeitgenössischen Unterlagen hat ihre Tücken. Im Bereich von Finanzoperationen, die in grösster Diskretion, öfter auch in der Grauzone der Illegalität stattfanden, bleiben viele Informationen diffus, lediglich in Form von Gerüchten oder schwer überprüfbaren Ge-

heimdienstquellen greifbar. Da ist höchste Vorsicht und kritischer Umgang mit den «Fakten» am Platz. Aber gerade hieran mangelt es immer wieder. Bower weist auf die leichtfertig in der Presse übernommenen Einzeldokumente hin – und begeht doch selbst das Sakrileg, Nachrichten eins zu eins zu übernehmen, ohne sich um Wahrscheinlichkeit oder Wahrheitsgehalt zu kümmern. Gewiss hat es seinen Unterhaltungswert, wenn er erklärt, in der Nacht nach Bekanntgabe des alliierten Kontrollratgesetzes Nr. 5 im Oktober 1945, das die Beschlagnahmung deutschen Besitzes im neutralen Ausland ankündigte, seien «Dutzende schweizerischer Anwälte, Bankiers und Geschäftsleute über die Grenze nach Deutschland [geschlüpft], um ihre Klienten zu beraten, wie sie ihren Besitz schützen könnten». (148) Man sieht in Gedanken «Bankiers» über eine damals hermetisch abgeriegelte Grenze schleichen und fragt sich: wieviel Plausibilität können solche Behauptungen mit unklaren Verweisen auf amerikanische oder englische Archivalien beanspruchen?

Den Vogel schiesst in dieser Hinsicht Koch ab, der sein Buch zentral auf Akten aus der Wirtschaftsverwaltung der SS und einige hinterlassene Papiere von Funktionären dieses Apparats stützt. Manches davon verdiente es, weiterverfolgt zu werden. Wenn er aber – gestützt auf Notizen eines ehemaligen SS-Manns – behauptet, der Schweizer «Bankier» Saly Mayer sei ein Dieb und Helfer der SS gewesen, dann wird es kritisch. Saly Mayer war Textilkaufmann, mitnichten ein Bankier; und den langjährigen Präsidenten des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebunds in dieser Weise zu diffamieren, ist ein starkes Stück. Dies ist keine vereinzelte Panne; bei Gelegenheit weiss Koch diskret einzuflechten, dass die Hitler-Partei vor 1933 durch die finanzielle Unterstützung «jüdischer» Bankhäuser aus den USA «korrumpiert» worden sei. (73, 77) Die Allmacht des «jüdischen» Finanzkapitals lässt grüssen – und die Schweizer reihen sich da gewissermassen als «Ersatzjuden» ein, deren verschwörerische Niedertracht sich durch die Jahrhunderte zieht, so schon im 30jährigen Krieg: «Die Landsknechte erdolchten, enthaupteten, ertränkten oder erdrosselten, nur weil Schweizer Banken am Gemetzel verdienen wollten.» (14)

Moralisiert wird in diesen Büchern, dass es nur so kracht; abgesehen von Hug und Perrenoud hebt einzig Balzli sich durch Nüchternheit wohltuend ab. Koch erledigt sich selbst mit der Plumpheit – und den hinterhältigen Implikationen – seines Traktats; Bower zaubert neben jüdischen Opfern, deutschen Tätern und zerstrittenen, schwachen Alliierten seine «Schweizer Verschwörung» auf die Bühne, die einen das Staunen lehrt; und Ziegler muss der abgrundtiefen Bosheit der «Bourgeoisie» den Edelmut des «Volkes» entgegenstellen, damit das Weltbild wieder stimmt – und gerät dabei unwillkürlich in Nähe zu Christoph Blocher, der dem «Volk», sofern es sich als dienstbar erweist, jederzeit gern ein Kränzchen windet. Was Ziegler betrifft: Die Aufrechnung seiner Trivialitäten, Schludrigkeiten und wichtigtuerischen Behauptungen kann man sich sparen. Verkauft wird das offenbar blendend; insbesondere in Deutschland fand das Buch eine überaus freundliche und völlig unkritische Aufnahme.

«Die Sorge unserer Wirtschaftsdiplomatie war stets nur Sicherstellung der Versorgung, nicht die geldgierige Kollaboration.» So Bundesrat Villiger im Mai 1995, als er sich zu einer Entschuldigung für die antisemitische Politik seiner Amtsvorgänger durchrang. Was nun ansatzweise sichtbar wird, deutet in eine andere Richtung: skrupellose private Geschäftereien mit einem kriminellen Regime,

gewiss; aber auch eine willfährige Politik, die solchem Tun öfter auch dort noch den Rücken deckte, wo die Komplizenschaft in der Wirtschaftskriminalität erreicht war. Die präzise Darstellung von Geschäften jener Art, die Beat Balzli schildert, trägt dazu bei, den nötigen Druck aufrecht zu erhalten, damit die nun beginnende Arbeit der Historikerkommission nicht – wie die Klärungsversuche der ersten Nachkriegsjahre – in eigener Trägheit, politischer Obstruktion und den zähen Widerständen der Beforschten zum Erliegen kommt. Denn soviel ist klar: diese werden wenig Freude haben an den Resultaten. Und das damit verbundene innenpolitische Kräftemessen ist noch keineswegs ausgestanden.

Mario König (Basel)